

---

Pastoralblatt für die Diözesen  
Aachen, Berlin, Essen, Hamburg,  
Hildesheim, Köln, Osnabrück

---

**April 4/2002**

---

**Aus dem Inhalt**

---

Ernst Pulsfort Immer mal wieder aufräumen	97
Andreas Wollbold Kirche als Wahlheimat	99
Egbert Ballhorn Der Turmbau zu Babel und das World Trade Center	108
Michael Spohr / Beate Krieger-Spohr Die Lebenssituation pflegender Angehöriger	113
Hans Gasper Die Geisttaufe als Charisma	121
Leserbrief	125
Literaturdienst: Martin Lörsh: Systemische Gemeindeentwicklung Bruno Ernsperger: Aufbruch braucht Gestaltung	126

---

G 3212 E

**PASTORALBLATT**

**Anschriften der Mitarbeiter dieses Heftes:**

Pfarrer Dr. Ernst Pulsfort, Katholische Akademie in Berlin e.V., Hannoversche Str. 5, 10115 Berlin | Prof. Dr. Andreas Wollbold, Marktstr. 20, 99084 Erfurt | Egbert Ballhorn, Weberstr. 10, 53113 Bonn | Beate Krieger-Spohr, Carl-Goerdeler-Str. 37, 50226 Frechen | Hans Gasper, Wittekindstr. 10, 50937 Köln

Unter Mitwirkung von Prälat Dr. Herbert Hammans, Kalverbenden 91, 52066 Aachen | Prof. Dr. Heinrich Jacob, Domhof 12, 49074 Osnabrück | Dompropst Dr. Alois Jansen, Danziger Str. 52a, 20099 Hamburg | Prälat Dr. Heiner Koch, Marzellenstraße 32, 50668 Köln | Domkapitular Martin Pietsch, Wundt-Straße 48-50, 14057 Berlin | Domkapitular Adolf Pohner, Domhof 18-21, 31134 Hildesheim | Weihbischof Franz Vorrath, Zwölfling 16, 45127 Essen

Schriftleitung: Dr. Gunther Fleischer, Postfach 10 11 63, 50606 Köln, Telefon (02 21) 16 42-70 02 od. -70 01, Fax (02 21) 16 42-70 05

Das „Pastoralblatt für die Diözesen Aachen, Berlin, Essen, Hamburg, Hildesheim, Köln, Osnabrück“ erscheint monatlich im J. P. Bachem Verlag GmbH, Ursulaplatz 1, 50668 Köln | Der jährliche Bezugspreis beträgt 33,55 Euro incl. MWSt. zzgl. Porto und Versandkosten | Einzelheft 2,80 Euro |

Verantwortlich für die einzelnen Abhandlungen sind deren Verfasser | Sie geben also nicht ohne weiteres die Auffassung der kirchlichen Behörden wieder | Abdruck nur mit Erlaubnis der Schriftleitung | Nicht angeforderte Besprechungsbücher werden nicht zurückgesandt | Druck: Druckerei J. P. Bachem GmbH & Co. KG, Ursulaplatz 1, 50668 Köln

Ernst Pulsfort

## Immer mal wieder aufräumen

„Reden ist Silber Schweigen ist Gold.“ Angesichts der „outing-Kultur“ scheint das nicht mehr zu gelten. In zahllosen Quaselshows lassen sich Stars und „Normalos“ bereitwillig dazu hinreißen, ihre Schwächen und „Sünden“ öffentlich und ohne Scham auszubreiten. Kokettiert wird mit den „Sündenbekenntnissen“ und das kommt beim Publikum gut an, es fühlt sich entlastet.

Als der Papst das große Sündenbekenntnis für die Katholische Kirche abgelegt hatte, meinten manche Bischöfe, es ihm gleich tun zu müssen, und sie bekannten sich freimütig zu den Kirchensünden auf Diözesanebene. Pfarrer wiederum bekannten die Sünden auf der Pfarrebene. Solche Bekenntnisswelle setzt unter Zugzwang auf allen Ebenen, öffentlich wie privat. Was aber geht in dem vor, dessen Sünden niemand hören will, der ganz allein fertig werden muss mit all dem Schiefen und Krummen in seinem Leben? Denn diese Dinge werden nicht zuerst dadurch wieder ins Lot gebracht, indem man einfach zu ihnen steht („ich bin eben so“) oder sich medial „outet“. Nach einem öffentlichen Bekenntnis fühlt mancher sich vielleicht besser, besonders dann, wenn andere dies honorieren wie Fernsehpfarrer fliege und dazu applaudieren. Doch dadurch ist noch nicht viel besser geworden. Das Sündenbekenntnis des Papstes resultierte aus der Reue über die Vergehen im Verlauf der Kirchengeschichte und signalisierte Bereitschaft zu einem besseren Neuanfang. Die öffentlichen Beichten in den Medien aber kennen weder Reue, Umkehr und Buße noch die Vergebung. Bekenntnisse im Rahmen des „outings“ lehnen Vergebung geradezu ab, sie verlangen viel mehr Akzeptanz. Natür-

lich bittet auch der „christliche Sünder“ um Akzeptanz, aber er bittet um Akzeptanz *trotz* seiner Sünden und nicht *um* Akzeptanz seiner Sünden. Akzeptiert werden soll nicht, dass der Mensch fröhlich drauflos sündigen darf. Vergebung bedeutet somit die Unterscheidung zwischen dem Sünder und der Sünde, die nicht akzeptiert wird, mit der aber der Sünder nicht allein gelassen wird. Vergebung bedeutet, dass der, der vergibt, dem anderen hilft, die Wurzeln und Folgen der Sünde zu erkennen und zu überwinden. Entscheidend ist, dass der Sünder wieder Vertrauen zu sich selbst fasst und Mut findet zu einem Neubeginn und zwar durch eine grundsätzliche Akzeptanz seiner Person durch den, der ihm verzeiht. Solch ein Neubeginn ist nur möglich, wenn die Vergebung unwiderruflich und endgültig ist. Im Christentum wurde diese Vergabungsgewissheit stets in Form der persönlichen Beichte ausgedrückt. Dabei geht es nicht darum, Sünden aufzuzählen im Sinne von „dazu stehe ich“, sondern Schuld zu erkennen und zu bekennen als eine Haltung oder eine Tat, die meiner Persönlichkeit widerspricht oder ihre Entwicklung hemmt. Zur Persönlichkeit wird ein Mensch in christlicher Sicht aber erst durch ein persönliches Gegenüber, das er als Persönlichkeit anerkennen muss und dem er entsprechend zu begegnen hat. Eine Persönlichkeit zu werden gelingt deshalb nur in der konkreten Auseinandersetzung über konkret zu lösende Probleme, über Kritik und Einschränkung, über Anerkennung von Normen und den eigenen Einsatz zugunsten anderer. In diesem Zusammenhang ist die Beichte ein Prozess, in dem der Sünder durch Reue, Bekenntnis, Wiedergutmachungs- und

Besserungsbereitschaft und schließlich durch die Vergebung zu einer versöhnten Persönlichkeit werden soll.

Natürlich ist es sehr schwer, seine persönlichen Sünden einem „Beichtvater“ zu bekennen; vielleicht müsste man sogar sagen, dass sich keiner aus eigener Kraft dazu aufschwingen kann. Sich als Sünder bekennen kann nur, wer sich bereits ganz der Vergebung Gottes anvertraut hat. Es stimmt, dass wir uns oft als Produkt der Umstände fühlen, die uns erzeugen. Und es ist wahr, dass die Sünde gerade nicht ein Ausdruck von Freiheit, sondern Zeichen von Unfreiheit und Versklavung ist. Denn man handelt aus der Angst um sich selbst. Im Sündenbekenntnis geht es um diese Einsicht. Im „outing“ eben nicht. In der Beichte wird die alte und ewig gültige Glaubensgewissheit, dass keine Schuld uns trennen kann von Gott, in Bezug auf aktuelle Lebensprozesse neu und situationsbezogen ausgesagt und eingepägt. Schuldig aber werden Christen immer dann, wenn sie ihren Glauben vergessen, kleingläubig werden und sich von der Angst um sich selbst leiten lassen. An das erlösende Wort Gottes zu glauben bedeutet, von dieser Angst sich befreien zu lassen. So erst kann er zu dem sich entfalten, was sein Menschsein ausmacht, geschaffen zu sein als Abbild Gottes, das nichts, auch keine noch so schwere Schuld trennen kann von der Liebe Gottes.

**Liebe Leserinnen und Leser,**

wie kann die Kirche den Menschen „zu Herzen reden“ (vgl. Jes 40,1; Apg 2,37), die „ausgesetzt auf den Bergen des Herzens“ (R. M. Rilke) bei allem Freiheitsstreben nach Geborgenheit suchen? Wie kann sie ihnen zur Gemeinschaft werden, in der sie den Gott Jesu Christi als Freiheits- und Geborgenheitsgrund entdecken können? Dieser Frage geht **Prof. Dr. Andreas Wollbold**, Professor für Pastoraltheologie und Religionspädagogik an der Theologischen Fakultät Erfurt nach.

**Dr. Egbert Ballhorn**, der in der Katholischen Erwachsenenbildung tätig ist, wehrt vorschnellen Gleichsetzungen der Perikope vom Turmbau zu Babel mit den Ereignissen des 11. September 2001, um sodann aus der Exegese des Textes heraus zu bedrückenden Fragen für die Gegenwart zu gelangen.

Wie sich Diakonie als eine der tragenden Säulen kirchlicher Pastoral konkretisiert im Dienst der Pflege, was die Übernahme dieses Dienstes für die Betroffenen und ihre Angehörigen bedeutet und welche Hilfen ihnen zu geben sind – davon konnte der Frechener Pastoralreferent **Michael Spohr** zusammen mit seiner Frau Beate Krieger-Spohr noch einen Bericht geben, bevor er selbst Ende letzten Jahres einer schweren Krankheit erlag.

Die Neuerscheinung einer umfangreichen Studie Norbert Baumerts zu „Charisma – Taufe – Geisttaufe“ ist für **Hans Gasper**, Geschäftsführer der Ökumenischen Kommission bei der DBK und Mitglied der Dialoggruppe Katholische Kirche – Pfingstkirchen, Anlass, Pfingstbewegung und charismatische Bewegung vorzustellen, durch die beiden Bände der Studie zu führen sowie schließlich Bedeutung und Grenze der Rede von der „Geisttaufe“ aufzuzeigen.

Eine hoffentlich anregende Lektüre wünscht Ihnen

Ihr



# Kirche als Wahlheimat

---

## 1. Evangelisierung – das Leitbild der Pastoral im 21. Jahrhundert

### 1.1 Zwei Positionen und ein Leitbild

An den Anfang stelle man möglichst etwas Kluges oder etwas Nettes. Das Nette lässt lächeln und sagen: „Ach, wie schön!“, das Kluge lässt aufhorchen und sagen: „Oh, sieh mal da!“ Als zugleich nett und klug gilt es aber, zwei markante Positionen gegeneinander zu stellen und sich dann als der lachende Dritte zu präsentieren. So kann man Joseph Kardinal Ratzinger auf der einen und Ulrich Ruh von der Herder-Korrespondenz auf der anderen Seite fragen: Was sagen Sie zur Zukunft der Pastoral in Deutschland? Mit ihren Antworten müssten sich doch Klingen kreuzen lassen. Überraschenderweise klirren die Klingen beider zwar bei der Wahrnehmung der Situation, doch bei der Stoßrichtung, dem Leitbild der Pastoral, findet sich durchaus Vergleichbares. So sagt Joseph Ratzinger in „Das Salz der Erde“: „Es gibt sozusagen eine ständige kirchliche Selbstbeschäftigung mit ein paar Fixpunkten. Dabei wird zu wenig beachtet, dass draußen 80 Prozent Nichtchristen da sind, die auf das Evangelium warten oder für die jedenfalls das Evangelium auch bestimmt ist, und dass wir uns nicht ständig mit unseren eigenen Fragen quälen, sondern überlegen sollten: Wie können wir als Christen heute in dieser Welt ausdrücken, was wir glauben und damit denen etwas sagen?“<sup>1</sup>

Optimistischer, aber im Ziel ganz ähnlich wie der Präfekt der Glaubenskongregation beschließt Ulrich Ruh seine Überlegungen

zur „Kirche auf der Durststrecke“ mit dem Aufruf, der Kraft des Glaubens an das Evangelium zu trauen: „Die katholische Kirche in Deutschland hat allen Unkenrufen zum Trotz genügend spirituelle, theologische und ethisch-praktische Substanz, um mit der gegenwärtigen Durststrecke zurechtzukommen. Sie ist auf jeden Fall weit mehr als eine finanziell gut ausgestattete, hervorragend organisierte Fassade, hinter der sich weithin geistliche Müdigkeit und mangelnder Mut zum Zeugnis verbergen würde. Aber sie ist nicht dazu in der Lage, große gesellschaftliche und kulturelle Trends umzudrehen und die Entwicklung in die von ihr erhoffte und vom Glauben her gebotene Richtung zu lenken. Sie kann heute und in Zukunft nur auf die Menschen setzen, die sich in Freiheit die Botschaft des Evangeliums zu Eigen machen und diesem entgegen allen inneren und äußeren Widrigkeiten und Glanzlosigkeiten treu zu bleiben versuchen.“<sup>2</sup>

Beide Sichtweisen sollen nicht vorschnell harmonisiert werden. Doch bei aller Differenz und bei aller darum auch notwendigen Auseinandersetzung ist gerade beim Ziel der Pastoral ein erstaunlich breiter gemeinsamer Boden zu sichten – ein „catholic common ground“, um den sich die US-Katholiken seit einigen Jahren in einem Gesprächsprozess bemühen. Denn beide Positionen verbinden drei vergleichbare Einsichten, die man folgendermaßen weiterdenken könnte: Die Differenz von Glauben und Mehrheitskultur, die Notwendigkeit von Erschließungserfahrungen des Evangeliums und die Umkehr als Grund aller Pastoral. Auf wahrscheinlich dahinter liegende sozialpsychologische Dispositionen können dabei Einsichten des Wertewandelsforschers Helmut Klages<sup>3</sup> hinweisen, der für den Umschlag im herrschenden Wertesystem seit den 60er Jahren das Zusammenwirken von Faktoren postuliert, die er mit den Theorien der kognitiven Dissonanz, der „forced compliance“ (erzwungene Gefolgschaft), der Selbstwahrnehmung und der Unterscheidung von Ideal- und Real-Ich nach Sigmund Freud ausdeutet. Das könnte für eine katholische Vergangenheitsbewältigung wichtig sein: Die Überloyalität

des Milieukatholizismus schlägt um in einen Mangel an „demütigem Selbstbewusstsein“.<sup>4</sup>

Erstens also benennen sie nüchtern *die Differenz des christlichen Glaubens zu gesellschaftlichen Trends*. Die deutsche „Leitkultur“ schließt zwar vielleicht noch manche christliche Traditionen ein, ist aber keineswegs christlich im Sinn eines Glaubens an die Botschaft des Evangeliums. Hier dürfte die Wiedervereinigung Deutschlands und das Näherrücken des stärker säkularisierten Ostens an noch bestehende volkskirchliche Selbstverständlichkeiten auf Dauer die Augen für die nüchterne Erkenntnis öffnen: Es gibt sicher viele gute Menschen, aber wenig gute Christen hierzulande. So evident diese Tatsache ist, so sehr muss man davon ausgehen, dass die Selbstwahrnehmung von Christen in der Gesellschaft noch von der weit gehenden Einheit von Christsein und Bürgersein ausgeht. Das mag bei Einzelnen noch mit einer prägenden Kindheit im geschlossenen kirchlichen Milieu zusammenhängen. Wichtiger scheint dagegen die Erfahrung einer „kognitiven Dissonanz“, also eines Auseinanderdriftens von Mehrheitskultur und eigener kirchlich gebundener Orientierung. In der Regel wird es zunächst durch ein verstärktes Pochen auf die eigene Position, durch Streben nach Selbstbehauptung und Überlegenheit kompensiert. Genau das ist im Katholizismus des Kulturkampfes bis hin zum arrivierten Status der Adenauer-Ära geschehen. Wo die Dissonanz dann aber zu stark empfunden wurde (1968 steht ja nicht nur für den Kulturbruch hin zu einer auf Emanzipation und Selbstbestimmung gegründeten Gesellschaft, sondern mit „*Humanae vitae*“ auch für die Initialzündung eines Katholizismus des Dissenses), kehrt sich die nach außen gerichtete Abwehrhaltung in Anpassung um. Aus dem Überlegenheitsgefühl gegen Nichtkatholiken wird zugleich ein solches gegen die „ewiggestrigen“ Katholiken, die sich der Verbindung von Mehrheitskultur und Glauben mit allerhand Sondergut in Verkündigung und Praxis entgegenstellen. Diese versöhnlich gestimmte Richtung wäre aber daraufhin zu befragen, ob sie die Differenz zu heutigen Überzeu-

gungen nicht tendenziell einebnet. Dagegen steht auf der anderen Seite in kämpferischer Minderheit die verschärfte Fundamentalopposition gegen „die Welt“. Gegen eine solche Versuchung zum „Gesundshrumpfen“ oder zu einem Sich-Einrichten in einer Nische muss aber gesagt werden: Gute Christen können nur dann in Wahrhaftigkeit ihren Glauben leben, wenn sie ihren Glauben in Beziehung zu dieser Leitkultur bringen können – sonst werden sie immer wie gespaltene Persönlichkeiten herumlaufen! „Differenz in Beziehung“ wäre also eine notwendige Grundhaltung von Christen heute.<sup>5</sup>

Eine zweite Einsicht lässt sich aus den Aussagen Ratzingers und Ruhs erkennen. Die Zukunft des Glaubens wird sich daran entscheiden, dass Menschen sich „in Freiheit die Botschaft des Evangeliums zu Eigen machen“, wie Ulrich Ruh meint. Wie also können solche *Erschließungserfahrungen des Evangeliums* gelingen, die Menschen in dieser Leitkultur „mitten ins Herz treffen“ – daraufhin ist alle Pastoral abzuklopfen. Kurz: Evangelisierung ist das Gebot der Stunde. Auch dafür ist ein soziologisches Erklärungsmuster hilfreich, das der „forced compliance“. Danach neigen Menschen bei übermächtigen Einwirkungen von außen zur Unterwerfung und zur Unterdrückung entgegenstehender Werte. Wie stark trifft das für einen „vorkonziliaren“ Katholizismus zu? Welche Rolle spielten zumindest *de facto* Sozialkontrolle, Verkündigung als Beschwörung und eine Pastoral des Bewahrens? Ist es deshalb verwunderlich, dass Menschen in dem Moment, wo die Kirche immer weniger Zugriff auf ihr Leben nehmen kann, fast instinktiv dem damals Gelernten entgegenstehenden Werten wie Selbstbestimmung und Sinnlichkeit höchste Beachtung schenken? Es gibt auch einen katholischen Nachholbedarf. Bei den dabei aufgekommenen Narreteien war zumindest eine Portion Nachsicht angebracht. Doch es muss auch nüchtern festgestellt werden, dass dieses Nachholen etwas Nivellierendes hatte. Das Profil eigener christlicher Werte oder gar eines gelebten gemeinschaftlichen Ethos‘ schleift sich erkennbar ab. Und nach ihren



Früchten, nicht bloß nach ihren Worten gefragt: Wofür stehen Christen eigentlich noch? An die Stelle des Katholizismus als Machtsystem ist vielleicht einfach die sanfte Macht der Mehrheit getreten. Sie regiert nicht durch das Zepter, sondern durch Zulauf.

Aber der Verlust einer Bindung durch „forced compliance“ hat etwas überraschend Positives an sich. Denn am Anfang des 21. Jahrhunderts zeichnet sich nun eine „entscheidende Chance“ ab: „Der christliche Glaube wird wieder neu zu einer echten persönlichen Entscheidung.“<sup>6</sup> Anders formuliert: Es ist faszinierend, heute Pastoral zu betreiben, denn zum ersten Mal seit Jahrhunderten ist das Evangelium selbst nicht nur Ziel, sondern auch Mittel der Pastoral. Was heißt das? Seit Kaiser Konstantin wollte die Pastoral zwar (hoffentlich) zu einem Leben nach dem Evangelium hinführen, tat dies aber häufig mit Mitteln wie Gesetzen, Brauchtum, Ritualismus, Einbindung in Gruppen, Bindungsverhältnissen in Feudalabhängigkeit, Standeszugehörigkeit oder Geschlechtsstereotypen. Sie sind nicht spezifisch christlich, ja sie haben manchmal durch ihre autoritativen Elemente sogar die Botschaft des Evangeliums eher verdunkelt (so jedenfalls das Schuldbekenntnis des Papstes am ersten Fastensonntag 2000). Dagegen kann Christwerden heute nur dann gelingen, wenn die „Kraft Gottes, das Evangelium“ (vgl. Röm 1,16) selbst zur Wirkung kommt, Menschen ergreift und verwandelt. Mehr noch, es ist eine große Herausforderung zu erkennen, dass nur die eigene Umkehr und Erneuerung, also die persönliche Ausstrahlung eines Lebens nach dem Evangelium, Menschen zu denken geben.

Damit ist auch die dritte Einsicht angedeutet, *die Umkehr als Grundlage aller Pastoral*. Wenn nämlich nicht mehr vorrangig Tradition, soziale Gründe oder gar Autorität den Glauben tragen können, braucht es vor allem Zeugen, Einzelne und Gemeinschaften, die bei aller Liebe zur Welt ihre Hoffnung allein auf den Gott Jesu Christi gesetzt haben. Dazu aber ist Umkehr erste Christenpflicht. Auch hier können soziologi-

sche Theorien dieses große Wort als Forderung der Gegenwart erweisen. Die Theorie der Selbstwahrnehmung geht davon aus, dass Menschen in sich stets zum eigenen Selbstbild passende und nicht passende Ich-Anteile haben. Letztere nicht zu beachten ist unter normalen Umständen nützlich und keineswegs bloße Verdrängung. Diese Spannung, die Freud als die von Ideal- und Real-Ich bezeichnete, tritt aber in Umbrüchen, Konflikten und Konfrontationen zutage. Nun muss das bisher am Rand Stehende zum Thema gemacht und bearbeitet werden. Wenn dies gelingt, kann das Selbstbild umgeschrieben, werden und ein Mensch lebt in größerer Übereinstimmung mit sich als ganzer Persönlichkeit und nicht nur mit den ihm passenden Teilen. William James versteht dieses Umschreiben des Selbstbildes als Bekehrung, in dem das Bewusstseinszentrum sich verlagert.<sup>7</sup> Der Abstand von eigenen Werten und der oft so anderen Wirklichkeit kann dann zu einer lebendigen, ja Lebenssinn stiftenden Spannung werden. Genau darin liegt wohl die menschliche Grundlage für die Umkehr, die das Evangelium fordert. Denn es konfrontiert, bricht die Kompromisse eines „normalen“ Lebens auf und fordert zu einer Neuorientierung am Einen Notwendigen heraus. Umkehr meint deshalb kein braveres Leben, eher ein gewagteres, weil auch alles Konflikthafte und Dramatische, der Leviathan in der Tiefe der Seele, in die Waagschale einer verwandelnden Begegnung mit Gott geworfen wird.

## 1.2 *Evangelisierung und Selbstevangelisierung*

„Differenz in Beziehung“, Erschließungserfahrungen im Glauben und Umkehr, diese drei Elemente scheinen somit das Leitbild einer Pastoral für das 21. Jahrhundert auszumachen. Nie waren darum seit Jahrhunderten die Herausforderung zu einem persönlichen geistlichen Leben und die pastorale Arbeit so eng miteinander verbunden. „Unsere Zeit braucht weniger Lehrer als Zeugen, und wenn Lehrer, dann darum, weil sie

Zeugen sind“ (Papst Paul VI.). Evangelisierung setzt Selbstevangelisierung voraus. Dabei ist es wunderbar zu erleben, dass man ganz einfach bei der Bibel in die Schule gehen darf und Tag für Tag erleben kann, dass das dort Geschriebene noch vor aller Exegese wahr ist. Wohl jede Seelsorgerin oder Seelsorger könnte Geschichten von Menschen erzählen, die Licht auf dem Leuchter sind, von der Gnade eines Wirkens, das sich auf etwas ganz Unscheinbares wie ein Senfkorn einlässt, etwa einen Obdachlosen oder einen Schwerstkranken, dem wir treu geblieben sind und viel Zeit geschenkt haben, von Bemühungen wie denen des Sämans, die auf den Wegen der Zeit zertreten werden, von den spitzen Mäulern der Vögel weggepickt werden oder denen die Dornen des Alltags über den Kopf gewachsen sind – und dann auf einmal, du hättest es gar nicht mehr gedacht, trägt es mehr Frucht, als du fassen kannst. Nur ein Beispiel dafür, dass dies nicht nur Sonntagsreden sind: Eine etwa 25-jährige Erfurterin hat sich vor zwei Jahren taufen lassen. Anfangs war es ihr katholischer Freund, der ihr eine erste Neugier auf den Glauben machte. Aber dann, so erzählt sie, war es eine längere Krankheit, die sie ins Nachdenken brachte. Am Ende wusste sie, im Glauben ist Halt, und sie hätte sich auch taufen lassen, wenn sie sich von ihrem Freund getrennt hätte.

### 1.3 *„Zeit zur Aussaat. Missionarisch Kirche sein“*

„Zeit zur Aussaat. Missionarisch Kirche sein“ (26. November 2000)<sup>8</sup>, das Wort der deutschen Bischöfe zum Beginn des neuen Jahrhunderts, versucht in diesem Sinn eine Zeit-Ansage. Dabei geben die Bischöfe einen Hinweis darauf, warum der missionarische Auftrag am Beginn des 21. Jahrhunderts nicht eine neben anderen Aufgaben sein kann, sondern die Klammer für alle Tätigkeiten, nämlich weil die Kirche in eine neue Phase der Glaubensweitergabe eingetreten ist: „Vermutlich verliert in unserer Generation eine Gestalt des Christwerdens

ihre Dominanz: die vornehmlich pädagogisch vermittelte Gestalt der Weitergabe des christlichen Glaubens, die seit dem Beginn der Reformationszeit bzw. der Gegenreformation bestimmend gewesen ist, ähnlich wie seit frühmittelalterlichen Zeiten die ‚soziale‘ Gestalt der Glaubensvermittlung vorherrschend gewesen war. Wir treten jetzt in eine Zeit ein, in der christlicher Glaube missionarisch-evangelisierend in der Generationenfolge weitergegeben werden muss.“<sup>9</sup>

Diese Phaseneinteilung der Gestalt des Christwerdens geht auf Roman Bleistein zurück, der damit eine überraschende Pointe verbindet. Denn sowohl die soziale Weitergabe des Glaubens in einer christentümlichen Kultur der mittelalterlichen Stadt, die auch Alltag, Feste, Recht und Politik durchdringt, als auch die pädagogische Weitergabe mit der umfassenden Schulung seit der Zeit von Reformation und katholischer Reform vor allem von Kindern und Jugendlichen für ein Gerüst von Überzeugungen und Gewohnheiten gehen von außen nach innen. Zunächst wird ein Umfeld geschaffen, dann hofft man, der Einzelne werde sich davon christianisieren lassen. Doch bei aller Hochachtung für das in Jahrhunderten Gewachsene erkennt der jüngst verstorbene Jesuit beide Modelle als an ein Ende gekommen. Heute stehe die Glaubensvermittlung vor der Aufgabe eines evangelisierenden Zeugnisses, das den Einzelnen „mitten ins Herz trifft“ (Apg 2,37). Nur wo Menschen sich innerlich bewegt fühlen, können tragfähige Sozialgestalten christlicher Gemeinden und Gemeinschaften wachsen. Dieser Umschwung vom Außen nach Innen ist aber mehr als ein bloßer Methodenwechsel. Er fordert eine eigentliche Umkehr aller pastoral Tätigen, nämlich den Verzicht auf jegliche „forced compliance“ oder auch nur auf den Verlass auf die Routine eines gut geölten Pastoralbetriebes und die Leidenschaft dafür, Menschen so auf Christus anzusprechen, dass sich von innen her ihre Türen auftun (vgl. Apg 14,27; 1 Kor 16,9; 2 Kor 2,12; Kol 4,3; Offb 3,8). Positiv werden personale Qualitäten wie Verlässlichkeit, geistliche Ausstrahlung und Arbeit an sich selbst



sowie kommunikative Fähigkeiten wie Zuhören, Sensibilität, eine einfache und klare Sprache zur ersten Aufgabe jeder Pastoral.

Unschwer lassen sich schließlich die drei Teile des Schreibens den drei in 1.2 entwickelten Einsichten zuordnen. „Die Welt, in der wir leben“, der Teil I, entwickelt mit eigenen Worten ein Bild von der nicht mehr christlichen Gesellschaft, der Differenz in Beziehung seitens der Christen am besten entspricht: „Inmitten einer pluralen, vieles nivellierenden und ‚gleich-gültig‘ machenden Gesellschaft findet das profilierte Zeugnis einer Minderheit durchaus neue Aufmerksamkeit.“<sup>10</sup> Die Erschließungserfahrungen werden hier im Teil III. in Auseinandersetzung mit den fünf Stufen der Evangelisierung nach dem Schreiben von Papst Paul VI. „Evangelii nuntiandi“ (1975) beschrieben: Zeugnis des Lebens, Zeugnis des Wortes, Zustimmung des Herzens, Eintritt in die Gemeinschaft der Gläubigen und Beteiligung am Apostolat. Schließlich taucht das Erfordernis der Umkehr für einzelne, Gemeinschaften und die Kirche insgesamt überall auf, konzentriert sich aber besonders im Teil II. zur missionarischen Spiritualität: „Die Kirche darf der Raum sein, in dem das geheimnisvolle Wachsen der Saat, des Wortes Gottes, für die Menschen sichtbar wird.“<sup>11</sup> Kirche als Raum, in dem Menschen das Wort Gottes als Zuspruch für ihr eigenes Leben erfahren dürfen, dieses Ideal lässt sich abschließend mit der Vorstellung von der Wahlheimat wiedergeben.

## 2. Kirche als Wahlheimat

### 2.1 Wahl-Heimat als Zeichen der Zeit

Ein soziologischer „Schlenker“ gehört mittlerweile zum guten Ton fast jedes pastoralen Vortrags oder Beitrags. Dabei haben sich einige Selbstverständlichkeiten herausgebildet, die dann allerdings kaum mehr ernsthaft hinterfragt werden. Dazu gehört etwa die These von der Individualisierung, Enttraditionalisierung und Entinstitutionalisierung, also insgesamt einer wachsenden Freisetzung von immer mehr Menschen aus

übergeordneten Bindungen. Dabei wird aber meist übersehen, dass sich mittlerweile ein komplementärer Pol als ebenso wichtig herausgebildet hat, nämlich die Suche nach einer neuen Beheimatung.<sup>12</sup> Menschen wollen frei sein, aber sie suchen für ihre Freiheit auch ein Zuhause. Heimat wird deshalb meist nicht mehr im traditionellen Sinn einer festen Herkunft begriffen, also eines verlässlichen, aber auch engen Rahmens für die eigene Lebensgestaltung, sondern im Sinn von frei angestrebten Wahl-Heimaten. Nicht wenige suchen nach solchen Orten, in denen sie Sinn und Beziehung finden und in denen sie sich selbst wiederfinden können. Diese Doppelbewegung zunehmender Freiheit und des Wunschs nach Rückbindung in Sinn und Beziehung geschieht auf den verschiedensten Feldern, von denen hier nur vier genannt seien:

- Die gewachsene *Mobilität* setzt aus tradierten Gefügen frei („Individualisierung“), schafft sich aber auch in der Kommunikationsgesellschaft ein überaus dichtes Netz von Verbindungen. War die Eisenbahn und mit ihr das Fernweh das Zeichen des 19. Jahrhunderts, so sind es Internet und Handy für heute.
- *Wirtschaftlich-sozial* schwächen sich traditionelle Schichtzugehörigkeiten über die Position im Arbeitsprozess im Zeichen der Etappenerwerbsbiographie ab. Umso mehr erhalten ästhetische, erfahrungsbezogene Events, Symbole, Kleidung, Musik und Kunst der „Erlebnisgesellschaft“ (Gerhard Schulze) die Aufgabe, Verbindung zu stiften und von anderen abzugrenzen.
- *Partnerbeziehungen und Lebensführung* entwickeln sich von der Normal- zur Wahlbiographie. Umso erstaunlicher ist die enorme Bedeutung des Wunsches nach Geborgenheit, Dauer und einem erfüllten Leben in Familie oder Partnerschaften. Nicht das Zuwenig, sondern das Zuviel an Erwartungen an den anderen belastet ja häufig das Miteinander und führt zur Trennung.
- Auch weltanschaulich wächst zwar die Zahl der ungebundenen Wechselwähler, Bastler und Passanten. Im einzelnen

Lebensentwurf kommt es aber meist zu einer Mischung aus Modernität und traditionellen Wurzeln. Bezeichnenderweise finden junge Menschen oft ein erstaunlich gutes Verhältnis zu den Senioren, und der fast ärgernerregende Traditionalismus nicht praktizierender Christen anlässlich von Taufen, Erstkommunionen und Trauungen legt davon ein beredtes Zeugnis ab.

Man könnte diese Doppelpoligkeit von Freiheit und Heimat mit den beiden Schicksalsdaten der Moderne verbinden: die Französische Revolution von 1789 wollte die Freiheit zur Grundlage des Gemeinwesens machen, die Wende von 1989 suchte ebenfalls Freiheit, aber sie suchte gleichzeitig einen Ort für diese Freiheit, so dass das Ich sich darin wieder mit anderen verbinden kann, aufgehoben ist, sich darin wiederfinden kann. So war der Übergang vom „Wir sind das Volk“ zum „Wir sind ein Volk“ keineswegs ein Verrat, sondern eine Weiterführung der deutschen Revolution im ostdeutschen Herbst 1989. Spätestens seitdem ist klar, es gilt, beides miteinander zu verbinden, Freiheit und Heimat – eben zur Wahlheimat. Und weil sich diese Verbindung eben erst andeutet, ist von vornherein klar, dass die Suche nach Wahlheimat etwas Neues, gewiss Widersprüchliches und weithin wohl noch Unbewältigtes meint. Mit dieser anspruchsvollen Aufgabe ist man nie fertig, aber anzufangen lohnt sich immer. Menschen auf der Suche nach Wahlheimat reißen Mauern ein, weil sie Mief und Enge nicht mehr aushalten, und sehnen sich – „ausgesetzt auf den Bergen des Herzens“ (Rainer Maria Rilke) – gleichzeitig nach ein wenig Geborgenheit.

Könnte Kirche in vielerlei Sinn- und Beziehungsgefügen für viele Menschen eine solche Wahlheimat werden? Gewiss nicht bloß als bergendes Milieu, wohl aber als ein Raum, der die Ahnung von der Weite Gottes gibt. Als eine Gemeinschaft also, in der alles Feste und Verbindliche zum Glauben an den dreifaltigen Gott hinführt, der jeden persönlich erwählt, Ja zu ihm sagt und darin seiner Freiheit erst einen sinnvollen Raum eröffnet. Statt das Leben zu vertändeln es einsetzen

zu lernen für den, der aller Liebe wert ist, das heißt der Freiheit eine Heimat im Gott Jesu Christi zu geben. Kirche als Wahlheimat, mit diesem Leitbild kann man nun auch eine Entdeckung machen. Es ist heute die Chance gekommen, in der nicht nur das Ziel, sondern auch die Gestalt der Pastoral vom Evangelium geprägt sein muss. Dieses Heute, dieses Zeichen der Zeit fasse ich in den Doppelbegriff der Wahl-Heimat:

- *Wahl* heißt Freiheit, Personwürde und Unverwechselbarkeit, aber auch Exodus, Weg, Eintreten in Beziehung, letztlich von Gott her Erwählung.
- *Heimat* sagt daraufhin: Entscheidendes ist bereits geschehen, das Reich Gottes ist in Jesus Christus angebrochen. Aus seiner Vorgabe können wir leben. Kirche sollte und könnte der Raum sein, in dem dies glaubhaft und vielleicht auch ein wenig erfahrbar wird. Dass sie dazu fähig wird, das ist *die* Herausforderung zukunftsfähiger Pastoral.

## 2.2 *Beißt sich die Katze nicht in den Schwanz?*

Worauf also muss sich eine zukunftsfähige Pastoral konzentrieren? Offensichtlich auf das, was in den ersten Generationen des Christentums Evangelisierung bedeutete, nämlich ein Zeugnis, das den einzelnen „mitten ins Herz traf“ (Apg 2,37). Persönlich angerührt werden, einen Weg gehen, Erfahrungen machen, darin den Glauben festigen und schließlich selber als Zeuge zu diesem Glauben stehen, das wird immer mehr der normale Weg des Christwerdens sein. Aber aus der Sicht der Träger der Pastoral mögen sich Bedenken dagegen erheben: Wenn doch offensichtlich viel Zeit und Einsatz auf Erschließungserfahrungen des Evangeliums verwendet werden muss, wer soll denn dann die Evangelisierung tragen? Beißt sich da die Katze nicht in den eigenen Schwanz, wenn die Seelsorge Erfahrungsräume des Evangeliums bereitstellen soll, die doch schon evangelisierte Gemeinden voraussetzen? Tatsächlich scheint bei einer solchen Kon-

zentration auf den Einzelnen und seine Glaubenserfahrung die gemeindliche Sozialgestalt zunächst eher schwach zu sein. „Rackern“ sich dann aber nicht einige Träger der Pastoral ab, bis sich überhaupt eine gewisse Anzahl Menschen auf das Evangelium eingelassen hat?

Diese Sorge ist nur zu berechtigt. Sie braucht aber nicht zu Hyperaktivität oder zu Verbitterung zu führen. Vielmehr zeigt sich hier noch einmal, was es heißt, das Evangelium nicht nur zum Ziel, sondern auch zum Mittel der Pastoral zu machen. Ganz zu Recht meint nämlich Gisbert Greshake: „Im ‚Sterben‘ der bisherigen Sozialgestalt der Kirche ist eine Chance gegeben, nämlich die Chance, intensiver, wahrhaftiger, kompromissloser, d.h. ohne Schielen darauf, ob man ein breites gesellschaftliches Echo findet oder nicht, das Evangelium zu leben und in der Welt zu bezeugen.“<sup>13</sup> Wenn nämlich die bisherige Sozialgestalt von Milieu, Mitgliederbetreuung und -aktivierung zunehmend hinfällig wird, läuft auch ein Pastoralstil aus, der einige Träger der Pastoral als Arbeiter, Anbieter und Aktivierer der Menge mehr oder weniger williger Christen gegenüberstellt. Besonders die Pastoral zu Taufe, Erstkommunion und Firmung konfrontiert noch weithin mit diesem Pastoralstil, und die Frustrationen dabei sind ein deutliches Anzeichen dafür, dass er nicht mehr zeitgemäß ist. Auch die moderneren Konzepte einer mit vielerlei Angeboten operierenden Dienstleistungskirche kann u.U. die Spannung nur noch verstärken, Hauptamtliche mit professionellen Angebote von Klienten zu unterscheiden. Im Hintergrund steht eine jahrhundertalte, relativ staatsnahe, sehr etablierte und finanziell auch gut unterfütterte Form des Kircheseins in Deutschland: Danach ist Kirche Organisation, die ihren Mitgliedern in ihren Vertretern gegenübertritt.

Freilich, der Abschied davon ist schon ein Sterben, ein Loslassen des Vertrauten auf eine ungewisse Zukunft hin. Das Evangelium als Mittel der Pastoral hält dafür aber die Verheißung bereit, dass ehren- und hauptamtlich Engagierte vorrangig zu Zeugen wer-

den, die etwas vom Evangelium begriffen haben, es zu leben versuchen und darauf hoffen, dass „der Herr täglich ihrer Gemeinschaft die hinzufügt, die gerettet werden sollten“ (Apg 2,47). Die gelebte und verkündete frohe Botschaft sucht sich selbst ihre Hörer und löst wunderbare Prozesse der Gemeindebildung aus. Gemeinde lässt sich nicht machen, aber sie wächst wie im Gleichnis über Nacht und von selbst. Dieser Stil des Evangeliums ist immer für Überraschungen gut: Irgendetwas hat sich getan, und plötzlich schneien alte Kommunisten, arme Tröpfe oder gelernte Halsabschneider ins Haus und wollen sich taufen lassen. Das hat etwas sehr Provisorisches, nicht Planbares an sich, in die Lehre geht dieser Stil eher bei Straßenkünstlern als auf der Akademie der schönen Künste. Pastoral besteht dann nicht in konzentrischen Kreisen, in denen wie Planeten um die Sonne Menschen in unterschiedlicher Distanz um ein sonnenhaftes Aktivitätszentrum ihren Lauf nehmen. Das hieße ja, je weiter entfernt sie von den ganz Aktiven wären, umso kälter wäre ihre Grundtemperatur – bis sich schließlich die Welt außerhalb des Planetensystems auf dem absoluten Gefrierpunkt befände. Ein zutreffenderes Bild wäre das Ausflocken von Kristallen aus einer zunächst amorphen Flüssigkeit. Zuerst bilden sich einzelne Kristallisationskerne zwischen vielen freischwebenden Elementen, aber ihrer Bindekraft können sie sich auf Dauer nicht entziehen. So wird die ganze Flüssigkeit kristallin, in wunderbarer und doch ganz ungeplanter Ordnung.

So ließe sich zweierlei sagen: Zunächst lässt sich gelassen annehmen, dass Mittun in der Gemeinde vom flüchtigen Passanten bis hin zum eingeschworenen Gemeindevorstand gestuft sein kann. Deshalb sind Gemeinden und Gemeinschaften immer wieder aufgefordert, Grenzen nicht zu eng zu ziehen: Jeder der kommt, ist willkommen, denn christliches Zusammenkommen muss mehr sein als eine bloße Interessengemeinschaft oder gar die verwandte Milieu derer, die zumeist den selben Radiosender hören und dieselbe Partei wählen. Gerade gegen-

über den „freischwebenden Elementen“ gilt das Grundgesetz der Wahlheimat: Sobald sie den Eindruck haben, vereinnahmt zu werden, weichen sie zurück wie die Schnecke ins Schneckenhaus. Sobald sie aber etwas entdecken können, wächst die Chance, hier oder dort an Kristallisierungen teilzunehmen. Die Gemeindebindung ist nie unmittelbar anzuzielen, sie kann sich nur ergeben. Im Letzten ist sie Geschenk des Heiligen Geistes an die Kirche.

Zum anderen liegt es aber auch im Wesen des Glaubens, gemeindlich zu werden. Wenn jemand höchstpersönlich Gott begegnet, wird er auch in den Kreis der Gemeinde eingeführt. So wird Paulus nach seiner Bekehrung zu Hananias gelenkt (Apg 9,10-19), später durch die „nachgehende Seelsorge“ des Barnabas aus seinem Wartestand in Tarsus geholt und ins Missionswerk integriert (Apg 11,25 f.). Das Evangelium trifft in der Regel nur dort ins Herz, wo es gelebt und verkündigt wird. Das Wort und die Kirche, der Geist und die Braut (Offb 22,17) wirken gemeinsam, ohne in eins zu fallen. Vielleicht wird es darum in Zukunft deutlich weniger Gemeinden geben, werden sich Pfarreien zusammenschließen müssen, wird eine flächendeckende Pastoral sich zu einer eher zeichenhaften verändern. In jedem Fall jedoch braucht es sprechende Gemeinden mit Profil, kantig, provokativ und beziehungs-fähig zugleich.<sup>14</sup> Im Blick auf die Evangelisierung der Samariter durch die Frau am Jakobsbrunnen fasst Augustinus deshalb den Glaubensweg ihrer Dorfgenossen vom Zeugnis der Frau hin zum eigenen Erleben so zusammen: „Nun glauben wir nicht mehr wegen deines Wortes, sondern wir haben selbst erkannt und wissen, dass dieser wirklich der Erlöser der Welt ist“ – nämlich zuerst vom bloßen Hörensagen, dann aber durch seine Gegenwart. So geschieht es auch heute mit denen, die draußen stehen und noch keine Christen sind. Christus wird ihnen durch befreundete Christen verkündigt. Wie durch jene Frau – sie steht für die verkündigende Kirche – kommen sie zu Christus und glauben durch dieses Gehörte. Dann aber bleibt er für zwei Tage bei ihnen, d. h. er gibt

ihnen die zwei Gebote der Liebe. Da glauben sie in viel größerer Zahl und viel fester an ihn, weil er wirklich der Erlöser der Welt ist.“<sup>15</sup>

### 2.3 Einzelne Erfordernisse für zukunftsfähige Gemeinden

Wahlheimat bejaht Freiheit, sie führt sie aber aus der Spielerei, der Beliebigkeit und dem bloßem An-Sich-Sein des Subjekts in die freie Bindung an Gott und die Sendung hinein.<sup>16</sup> Diese Grundlage lässt sich abschließend in einige Erfordernisse für zukunftsfähige Gemeinden übersetzen.

Entscheidend wird das *Wegmotiv*. Die nachtridentinische Kirche schuf sich im Konfessionalismus klare Grenzen zwischen einem Drinnen und einem Draußen. Das gab ihr sicher Profil und Kraft, verhinderte aber ihr Eingehen auf die Welt und ihre Kultur. Gewissermaßen waren die Kristallisationskerne aus der Flüssigkeit herausgenommen worden. Wahlheimat meint dagegen: Es braucht ein Drinnen (also Heimat, etwas Geprägtes), aber es braucht auch offene Türen zum Ein- und Ausgehen, wie es Jesus vom Schafstall in Joh 10,9 sagt (also Freiheit und Wahl). Deshalb sollte Pastoralentwicklung sich besonders um Erschließungserfahrungen, um katechumenale Wege und um vielfältige Formen der menschlich-geistlichen Begleitung bemühen. Sie wird Sympathie, Freundschaft und Geduld auf oft jahrelangen Wegen zwischen Weggang und Heimkehr pflegen.

*Pluralismus und Profil*, beides bestimmt die christliche Gemeinde. Diese Spannung wurzelt in der von Sendung und Sammlung oder von Zeugnis und Gemeindeaufbau. In diesem Sinn braucht es auch eine regelmäßige Gewissenserforschung der Gemeinden: Sind sie wirklich Erinnerungsgemeinschaft, die von den Großtaten Gottes lebt, oder nur eine Lebensstillenklave, wie es der amerikanische Soziologe Robert Bellah unterschieden hat?<sup>17</sup>

Kirche als Wahlheimat kann aber schließlich nicht bedeuten, in einer bindungslosen



Welt eine heile Gegenwelt aufbauen zu wollen. Vielmehr stellt das Evangelium Menschen neu in ihre Welt hinein. Pastoral soll deshalb mit Neugier und Anteilnahme an die (wenn auch oft fragmentarische) *Suche nach Heimat in der Welt* anknüpfen. Immer wenn Menschen ihre Energien investieren, in Beziehungen und Familien, in die Arbeitswelt und ein gutes Betriebsklima, in Nachbarschaft, Netzwerke und lebensweltnahe Aktivitäten, in Augenblicks- und in Gesinnungsgemeinschaften von Verein, Urlaub oder Kultur, schließlich auch in den Aufbau einer lebendigen Bürgergesellschaft, dann dürfen sie erwarten, dass christliche Gemeinden ihnen dabei hilfreich zur Seite stehen. Wer die Suche nach Heimat in der Welt bejaht, wird dann vielleicht an ihren Segnungen und Verheißungen ebenso wie an ihren Grenzen und Brüchen auch ein Ja zur ewigen, unverbrüchlichen Heimat sprechen lernen.

Soziologisch gesehen wachsen Gemeinden dann, wenn sie ein starkes Profil haben, wenn es ihnen aber zugleich gelingt, sich nicht in sich selbst einzuschließen, sondern in vielerlei in die Tiefe gehenden Kontakten und persönlichen Beziehungen mit Außenstehenden verbunden zu sein. Ob nicht beides allzu häufig das Problem heutiger Gemeinden in Deutschland ist – zu angepasst an gängige Lebensstile zu sein und gleichzeitig zu sehr auf sich selbst bezogen zu bleiben?

## Anmerkungen:

<sup>1</sup> *Joseph Ratzinger: Salz der Erde: Christentum und katholische Kirche an der Jahrtausendwende. Ein Gespräch mit Peter Seewald. Stuttgart* <sup>4</sup>1996, 171.

<sup>2</sup> *Ulrich Ruh: Kirche auf der Durststrecke, in: HerKorr 55 (2001), 163–165, hier 165.*

<sup>3</sup> *Vgl. Helmut Klages: Traditionsbruch als Herausforderung. Perspektiven der Wertewandels-gesellschaft. Frankfurt a. M.-New York 1993.*

<sup>4</sup> Brief eines Bischofs aus den neuen Bundesländern über den Missionsauftrag der Kirche für Deutschland, in: *Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (Hg.): Zeit zur Aussaat. Mis-*

*sionarisch Kirche sein (=Die deutschen Bischöfe 68), Bonn 2000, 35–42, hier 39.*

<sup>5</sup> *Vgl. Andreas Wollbold: Religionsunterricht in der Bürgergesellschaft, in: TThZ 109 (2000), 270–282.*

<sup>6</sup> *Brief eines Bischofs, 35.*

<sup>7</sup> *William James: The Variety of Religious Experience. A Study in Human Nature. New York 1994 (bes. Vorlesung 9 und 10).*

<sup>8</sup> *Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (Hg.): Zeit zur Aussaat (s. Anm. 4).*

<sup>9</sup> *Ebd. 33 f., Vgl. Roman Bleistein: Deutschland – Missionsland? Reflexionen zur religiösen Situation, in: StZ 216 (1998), 399–412, bes. 404–407.*

<sup>10</sup> *Ebd. 9.*

<sup>11</sup> *Ebd. 12.*

<sup>12</sup> *Vgl. zum Folgenden ausführlicher Andreas Wollbold: Kirche als Wahlheimat. Beitrag zu einer Antwort auf die Zeichen der Zeit (= SThPS 32). Würzburg 1998.*

<sup>13</sup> *Gisbert Greshake: Priester sein in dieser Zeit. Theologie – Pastorale Praxis – Spiritualität, Freiburg 2000, 218.*

<sup>14</sup> *So auch jüngst Papst Johannes Paul II. in seiner „Botschaft zum Welttag für die Migranten“, wobei das für die Pfarrei Gesagte wohl für jede Form der Mobilität gilt: „Die Pfarrei, etymologisch gesehen eine Wohnstatt, in der sich der Gast wohlfühlt, nimmt jeden auf und diskriminiert niemanden, denn keiner ist ihr fremd. Sie verbindet die Ansässigkeit und Sicherheit jener, die ein eigenes Zuhause haben, mit der Bewegung und der Ungewißheit derer, die auf Wanderschaft sind. Wo der Geist der Pfarrgemeinde lebendig ist, verblassen oder verschwinden die Unterschiede zwischen den Einheimischen und Fremden, denn vorherrschend ist das Bewußtsein der gemeinsamen Zugehörigkeit zu Gott, dem einen Vater“ (zit. nach OR/dt. vom 26. Februar 1999, Nr. 9, 8).*

<sup>15</sup> *In Io. tract. XV, 33.*

<sup>16</sup> *Vgl. Hallensleben: Theologie der Sendung. Die Ursprünge bei Ignatius von Loyola und Mary Ward. (Frankfurter Theologische Studien, Bd. 46). Frankfurt a. M. 1994.*

<sup>17</sup> *Robert Bellah et al.: Habits of the Heart. Individualism and Commitment in American Life. Berkeley 1985, 71–75. 152–155 (dt.: Gewohnheiten des Herzens. Individualismus und Gemeinsinn in der amerikanischen Gesellschaft. Köln 1987).*

# Der Turmbau zu Babel und das World Trade Center

Die Bilder des 11. September, wie ein Flugzeug in das World Trade Center fliegt, in einer gewaltigen Lichtwolke explodiert und anschließend das gesamte Bürogebäude in sich zusammenstürzt, werden wohl niemals aus dem bildlichen Gedächtnis der Menschheit verschwinden. Jenes Bild steht für das gesamte Ereignis des Terroranschlags, für die Entführung der Flugzeuge, den Anschlag auf das Pentagon, aber auch die islamistischen Hintergründe des Terrorismus und für das Leid der Opfer und ihrer Angehörigen sowie das Entsetzen und die Sprachlosigkeit, die das Attentat hervorgerufen hat. Seither hat sich unsere Wahrnehmung der Welt verwandelt, und überall ringt man damit, mit den Ereignissen umzugehen, Konsequenzen zu ziehen, zukünftige Anschläge zu verhindern, aber auch Hintergründe offen zu legen und das Ereignis zu deuten. Eine Parallele wird in den Medien immer wieder erwähnt, denn sie drängt sich von ihrer Bildhaftigkeit geradezu auf. Es ist die Geschichte vom Turmbau zu Babel. Sie gehört zu den Grunderzählungen im kollektiven Gedächtnis der Menschheit. Mit dem Verweis auf Babel ist aber nicht nur eine bildliche Parallele gemeint, sondern wird auch eine entsprechende Wertung verbunden, die anscheinend beide Ereignisse miteinander verbindet, dass die menschliche Hybris an eine Grenze gekommen und die Zerstörung als Strafe dafür aufzufassen sei. Wer aber straft? Und warum? Und welche Konsequenzen sind daraus zu ziehen? Es ist lohnend, die Geschichte vom Turmbau zu Babel neu

durchzuschauen und sie wieder einmal zu entschlüsseln und auf ihre Gegenwartsbedeutung zu befragen.

## Genesis 11,1-9

*„1 Und es war: die ganze Erde eine Sprache und einerlei Wörter. 2 Und es war: in ihrem Aufbrechen von Osten – und sie fanden eine Ebene im Land Schinar, und sie ließen sich dort nieder. 3 Und sie sagten einer zum anderen: Wohlan, lasst uns Ziegel streichen und brennen zum Brand! Und es war ihnen: Ziegel als Stein, und der Asphalt war ihnen als Mörtel. 4 Und sie sprachen: Wohlan, bauen wir uns eine Stadt und einen Turm, und seine Spitze bis an den Himmel! und machen wir uns einen Namen, damit wir uns nicht über die ganze Fläche der Erde zerstreuen! 5 Und es fuhr herab der HERR, zu sehen die Stadt und den Turm, welche(n) bauen die Menschenkinder. 6 Und der HERR sprach: Siehe, ein Volk sind sie, und eine Sprache für sie alle, und dies ist [erst] der Anfang ihres Tuns. Und jetzt: nichts wird ihnen unmöglich sein, was sie ersinnen zu tun. 7 Wohlan, lasst uns herabfahren und verwirren dort ihre Sprache, dass sie nicht hören einer die Sprache des anderen. 8 Und es zerstreute sie der HERR von dort über die ganze Fläche der Erde; und sie hörten auf, die Stadt zu bauen. 9 Darum rief man ihren Namen Babel; denn dort vermischte der HERR die Sprache der ganzen Erde, und von dort zerstreute sie der HERR über die Fläche der ganzen Erde.“*

## Zwei Bauprojekte

Wenn man die Erzählung aufmerksam liest, fallen Aspekte ins Auge, die anscheinend nicht in ihre Jahrtausendelange Rezeptionsgeschichte eingegangen sind. Es gibt gar nicht nur ein Bauprojekt, nämlich das des Turms, sondern deren zwei. Die Menschen wollen einen Turm und eine Stadt bauen. Die Bildhaftigkeit eines himmelreichenden Turmes ist jedoch so groß, dass sie



das Stadtbauprojekt in der Wahrnehmung verdrängt hat. Ebenso verhält es sich mit der merkwürdigen, aber selten wahrgenommenen Tatsache, dass der Turm und die Stadt am Ende gar nicht zerstört werden, sondern das Bauvorhaben von den Menschen unspektakulär abgebrochen wird. Überhaupt ist an der Babelgeschichte auffällig, dass auf sie die Opposition Gut/Böse, die seit dem 11. September zur alles bestimmenden Grundunterscheidung geworden ist, nicht anzuwenden ist. Die Rollenzuweisung und das Herstellen von Parallelen kann daher nicht ohne weiteres gelingen. Aber schon auf dieser ersten Analyseebene ergeben sich interessante Denkanstöße.

Die binäre Opposition von Gut und Böse, wie sie derzeit vorherrscht, beinhaltet als grundsätzlichen Verstehens-kategorie eine umfangreiche Reihe von Konsequenzen. Wer das Opfer eines solchen Anschlages von grausamer Kälte ist, muss notwendigerweise unschuldig sein. Eine so große Schuld kann es gar nicht geben, als dass eine solche Kollektivstrafe angemessen wäre. Daraus hat sich vergleichsweise unreflektiert die Konsequenz ergeben, dass die gesamte Nation, die das Ziel des Anschlages war, nicht nur auf die Seite der Unschuldigen, sondern auch der „Guten“ zu rechnen sei und jede ihrer resultierenden Handlungen ebenso fraglos in die Kategorie „gut“ fällt, während alle, die sich dem widersetzen, auf die Seite der „Bösen“ gehören. Paradoxerweise gibt es auf Seiten der Terroristen das identische Schema, nur mit umgekehrten Vorzeichen. Weil sie sich selbst auf der Seite Gottes wähnen, ist alles was sie tun „gut“ und ruft nicht den Schatten eines Zweifels hervor. Hinter der einfach zu handhabenden binären Unterscheidung von Gut und Böse stehen jedoch wesentlich komplexere Zusammenhänge, die es erst mühsam zu entschlüsseln gilt. Ähnliches gilt für die Turmbaugeschichte, die eben jene Unterscheidung von Gut und Böse gar nicht enthält, sondern vielmehr die Opposition Mensch/Gott, parallel ausgedrückt in der räumlichen Unterscheidung Unten/Oben. Wenn die Menschen einen Turm errichten, dann bedeutet dies, dass sie

den Himmel erreichen wollen, sein wollen wie Gott. Das wird von Gott verhindert, nicht jedoch bestraft. – Indem nun die Terroristen das World Trade Center zerstört und fünftausend Menschen das Leben genommen haben, haben sie sich an die Stelle Gottes gesetzt, um statt seiner über die Menschheit zu richten. Daher ist paradoxerweise eine Parallele zu ziehen zwischen dem Turmbau zu Babel einerseits und der Turmzerstörung in New York andererseits. Beide Male handelt es sich um einen Versuch, an die Stelle Gottes treten zu wollen. Wer immer den Platz Gottes einnehmen will, tritt auf diese und keine andere Weise in die Unterscheidungskategorie der Babelerzählung ein.

## Zwei Ziele

Mit einer solchen Überlegung ist aber der mögliche Sinngehalt der Turmbauerzählung noch nicht erschöpft, und es lohnt sich, der Textstruktur von Gen 11,1-9 weiter nachzugehen. Bei genauem Lesen erscheint die Geschichte vieldeutig und unscharf zu sein, denn mit der Verdopplung des Bauprojektes ist die Zahl ihrer „Zwiespältigkeiten“ noch nicht erschöpft. Der zweifache Wunsch der Menschen, einen Turm und eine Stadt zu bauen, dient auch zwei Zielen, einerseits nämlich will man sich „einen Namen machen“, zusätzlich aber will man sich nicht über die ganze Fläche der Erde zerstreuen (v.4). Des weiteren entspricht dem doppelten Vorhaben der Menschen eine doppelte Reaktion von Seiten Gottes, der nicht nur die Menschen über die ganze Fläche der Erde zerstreut (v.8), sondern auch ihre Sprache vermischt (v.7). Diese Verdopplung aller wichtigen Aussagen hat höchst wahrscheinlich dazu geführt, dass die Motive der Geschichte so selektiv rezipiert wurden. Seit der Kommentierung durch den Exegeten Hermann Gunkel 1910 wird die Meinung vertreten, dass letztlich zwei selbstständige Erzählungen, eine von einem Turmbau und eine von einem Stadtbau, ineinander gefügt worden sind<sup>1</sup>. Auch wenn sich die Exegese

seither nicht auf eine einheitliche Position der literarkritischen Schichtung – so der Fachausdruck – einigen konnte, liegt der Schluss nahe, dass in die vorliegende Geschichte verschiedene Elemente und Motive integriert wurden, die wahrscheinlich aus zwei ursprünglich selbstständigen Erzählungen stammen.

## Von der Macht

Die Turmbauerzählung hat zwei Motive miteinander verbunden: Zum Turmbau kam das Motiv der ursprünglichen Einheit der Sprache hinzu. Mit der Herstellung und dem Brennen von Ziegelsteinen, einer Kulturtechnik, die nicht in Palästina, sondern in der mesopotamischen Tiefebene beheimatet ist, beginnt die organisierte Bautätigkeit des Menschen und damit Kultur und Zivilisation. Der Ziegelstein steht für die Bautechnik der Israel umgebenden Metropolen und signalisiert eine erzählerische Auseinandersetzung mit deren Kulturen. Mit dem Turmbau will sich der Mensch „einen Namen schaffen“, was bedeutet, dass man Ruhm gegenüber der Umwelt und der Nachwelt erringen will. Ob hierin eine Anspielung auf das „wir wollen sein wie Gott“ aus der Paradiesesgeschichte gesehen werden kann? Auf jeden Fall will der Mensch hoch hinaus. Eigenartigerweise wird jede religiöse Konnotation ausgespart, dem Turm keine kultische oder sonstige Bedeutung beigegeben; nur implizit klingt sie an, indem die Menschen mit der Spitze des Turms den Himmel, den traditionellen Göttersitz, erreichen wollen. Es geht anscheinend nicht um Religion, sondern um Macht. In diese Situation greift Gott ein, indem er auf das zweifache „wohlan, lasst uns...“ der Menschen (v.3 f.) nunmehr mit seinem eigenen „wohlan, lasst uns herabfahren und ihre Sprache vermischen“ (v.7) antwortet. Um die Nichtigkeit des menschlichen Tuns schon von Anfang an zu betonen, setzt der Erzählstrang das Mittel der Ironie ein, die sich auch darin ausdrückt, dass die Menschen einen Turm „bis an den Himmel“ errichten wollen und Gott darauf antwortet:

„lasst uns herabfahren“. Auch wenn die Menschen hoch hinauswollen, für Gott ist es ein Unten.

Mit der Verwirrung der Sprache ist die Verständigung der Menschen untereinander abgebrochen und die zivilisatorische Leistung des Gemeinschaftsprojektes Turmbau verunmöglicht. Es ist also keineswegs so, dass Gott den Turm zerstört, das ist nicht nötig, er zerstört nur die Voraussetzungen dieses Tuns. In allen Aspekten der Erzählung geht es um sprachliches Geschehen: die Menschen, die miteinander reden und den Plan des Bauens fassen, um sich einen „Namen“ zu machen, Gott, der ebenfalls redet, in die Sprache eingreift, wobei am Ende der Name des Ortes steht.

Erst zum Schluss wird überraschend das Ziel enthüllt: es geht um die Ortsätiologie, eine Entstehungserklärung, des Stadtnamens Babel, der mit dem Vorhandensein vieler Sprachen zusammen gebracht wird. Erst damit ist die Erzählung „verortet“, die sich nicht mit menschlicher Kultur allgemein auseinandersetzt, sondern das Ziel ihrer Auseinandersetzung beim Namen nennt: Babel kommt von Hebräisch *balal*, was soviel wie „vermengen, vermischen“ heißt. Im Deutschen ließe sich das durch das Wortspiel „Babel kommt von Gebabbel“ annähernd wiedergeben.

## Zivilisationskritik

Nicht die zivilisatorische Gemeinschaftsleistung an sich steht bei der Turmbauerzählung im Zentrum der Kritik, sondern das Ziel, den Himmel zu erreichen. In der Erzählung vom nie beendeten Turmbau steckt eine implizite Zivilisationskritik der Autoren: Bauprojekte dieses Ausmaßes sind ein kultureller Akt, der aber dann problematisch wird, wenn das Ziel in die falsche Richtung (nach „oben“) gelenkt wird, denn darin äußert sich eine verborgene Gotteswiderständigkeit des Menschen. Die Israeliten erlebten die quirlige, bunte Hauptstadt Babyloniens mit ihrer Vielfalt an dorthin verschleppten Kulturen und Sprachen und

ihren verständlicherweise vielfältigen Kommunikationsproblemen als außergewöhnlich anstrengend. Sie deuteten dies als von Gott gewirkte Erschwernis des menschlichen Lebens, als göttliche Reaktion auf das Tun der Menschen, durch eine koordinierte Gemeinschaftsleistung den Himmel stürmen zu wollen. „So nicht!“ werden sie gedacht haben. Diese Wertung hat sich in der Geschichte vom Turmbau niedergeschlagen, die damit nicht nur eine Lehrerzählung ist, sondern zugleich die Auseinandersetzung der Israeliten mit ihrer eigenen sie umgebenden Wirklichkeit spiegelt. In dem verarbeiteten Motiv der Sprachenvielfalt ist also vermutlich auch eine Pluralismuskritik mitgegeben, denn mit der Zivilisationskritik wird eine Pluralismusätiologie verbunden, wenn die Vielfalt von Sprachen als eine Reaktion Gottes auf das Tun der Menschen dargestellt wird. Wenn schon keine Strafe, dann doch ein Unmöglichmachen weiterer Turmbauprojekte.

Was wollten die Turmbauer? Sich einen Namen machen. Was blieb übrig? Allein der Name der Stadt: Babel – Vermischung.

Anders sieht es in der Erzählung vom Stadtbau aus. Hier sind zwei andere Motive miteinander verknüpft: das Stadtbau motiv mit jenem des Schutzes vor der Zerstreuung. Die Menschen dieser Erzählung „sündigen“ erst recht nicht. Sie erbauen die Stadt, weil sie Angst vor Zerstreuung haben. Nicht den Himmel wollen sie erreichen, sondern nur auf der Erde zusammenbleiben, vor deren Weite sie Angst zu haben scheinen. Damit handeln sie gegen den Willen Gottes. Die Zerstreuung der Menschheit über die Erde war eine selbstverständliche Folge der Vermehrung, also auch Erfüllung des schon bei der Schöpfung ausgesprochenen und nach der Flut wiederholten göttlichen Segens: seid fruchtbar und vermehrt euch, und füllt die ganze Erde (Gen 1,28; 9,1.7). Der Bau der Einheitsstadt ist ein aus Furcht geborener Versuch, dem göttlichen Segen zu begegnen.

Die Bibel hat in vielen ihrer Traditionen städtekritische Aussagen. Von den großen Städten, den Machtzentren der umgebenden Kulturen, ist für die Menschen Israels selten

Gutes ausgegangen. Implizit ist in diesem Erzählstrang eine pluralismusfreundliche Tendenz enthalten. Nicht die Stadt als solche ist Ziel der kritischen Erzählung, sondern die Fraglosigkeit des einzigen Existenzortes. Es ist nicht der Wille Gottes, dass alle Menschen in einer Einheitsstadt, in einer Einheitskultur leben. Zusammen mit dem Mehrungssegen hat Gott den Menschen die Vielfalt der Kulturen und Orte als Auftrag mitgegeben, so zumindest die Aussage des kompositionellen Zusammenhangs von Gen 11 in seiner biblischen Umgebung. Darin spiegeln sich die vielfältigen Erfahrungen, die Israel mit erobernden Fremdmächten gemacht hat, mit Fremdmächten, die gewalttätig in von ihnen eroberte Kulturen eingreifen, Bevölkerungen verschieben und eigene Wirtschafts- und Wertssysteme unter Zerstörung des Vorgefundenen implantieren. Dem setzt die Bibel die Geschichte vom missglückten Stadtbau entgegen. Daher gibt es auch keinen Grund, in der Zerstreuung über die Erde eine Strafe zu sehen, zumal ja auch an keiner Stelle von einem strafenden Tun Gottes die Rede ist. Indem Gott die Menschen über die Erdoberfläche zerstreut, stellt er vielmehr den von ihm von Anfang an gewünschten Zustand des auf der Erde vielfältig wimmelnden Lebens wieder her.

## **Keine globalen Antworten**

Stellt man nun diese beiden Erzählstränge nebeneinander, dann wird deutlich, warum die Rezeption der Gesamtgeschichte so mäandrierend verlaufen ist. Die Uneinheitlichkeit der biblischen Erzählung lässt eine einheitliche Wirkungsgeschichte gar nicht erst entstehen. Aber gerade solche Aspekte machen Gen 11,1-9 für die Auseinandersetzung mit heutigen Fragen um so fruchtbarer. Schon auf der Ebene der Erzählung selbst geht es um die Auseinandersetzung mit pluralistischen Elementen menschlicher Kultur, und es wird keine einheitliche Antwort auf diese Fragen gefunden. Inhaltlich geht es um das Thema von Vielfalt der Sprachen und Siedlungsorte auf der Erde, wir würden es

heute Pluralismus der Kulturen nennen. Aber dieses Pluralismusproblem wird auf der Textebene gar nicht aufgelöst, sondern wiederum pluralistisch behandelt, indem verschiedene Erzählstränge und Deutungsmuster nebeneinander bestehen bleiben. Nachdem die Geschichte den Namen der Stadt Babel erklärt und die Zerstreung der Menschen über die ganze Erdoberfläche begründet hat, ist sie erzählerisch an ihr Ende gelangt. Alles Weitere bleibt Leserinnen und Lesern überlassen, die sich einem solchen Textes in der Schwebelage stellen müssen. Von hier aus kann man neu in den Deutehorizont einsteigen und beispielsweise zum World Trade Center zurückkehren. Die Errichtung des Zwillingsturmes hatte fraglos etwas mit dem Stolz der Menschen auf die eigene, himmelstürmende Leistung zu tun, insofern sind Parallelen sicherlich angemessen. Auch die Tatsache, dass es sich bei diesem Bau um ein wirtschaftliches Zentrum handelt, ist nicht ohne symbolischen Wert. Dann aber sind die Parallelen erschöpft. Während der Turmbau zu Babel das Zeichen einer einheitlichen Menschheit war, die sich gemeinschaftlich zu göttlicher Höhe emporarbeitete, tritt mit der Errichtung des World Trade Centers eine Opposition hinzu, die unterschlagen wird, wenn man vorschnell Ähnlichkeiten erkennen will, die aber bedeutsam ist, will man die gegenwärtige Situation auf dem Hintergrund biblischer Texte angemessen interpretieren: Die Errichtung des Weltwirtschaftssystems, für das das World Trade Center steht, ist keine einhellige Zivilisationsleistung aller Menschen, sondern ein Tun, bei dem es Sieger und Verlierer gibt. Gerade hierin scheint eine der vielfältigen Wurzeln für den späteren Anschlag zu liegen. Aber auch die Gottesfrage muss neu und anders eingebracht werden. Erstaunlich bleibt nach wie vor, dass in der Turm- und Stadtbauerzählung Gott erst einmal außen vor bleibt. Gar nicht zur Disposition steht überdies eine Entscheidung zwischen wahrer und falscher Religion, was ja in einer Auseinandersetzung mit dem Phänomen Babel am naheliegendsten wäre und auch die heutige Lage nach dem 11. September implizit und explizit mitbestimmt. Gott

kommt in der Turmbauerzählung erst dann ins Spiel, wenn die Menschen seine Rolle einnehmen und damit in die grundsätzliche Opposition Gott/ Mensch eingreifen wollen. Dies wäre nicht nur das Ende Gottes, sondern auch jeder Unterscheidung und damit auch das Ende des Menschen und seiner Zivilisation.

Insgesamt weigert die Turm- und Stadtbaugeschichte sich, eindeutige Antworten zu geben. Der Zustand der vielen Sprachen und Kulturen auf der Erde ist Plage und Segen zugleich, steht aber außerhalb der Diskussion. Da kann es keine globalen Antworten geben, erst recht nicht eine binäre Verteilung von Gut und Böse. Aber erneut stellt sich im weiten Handlungsspielraum des Menschen die Frage, wie Wertungen verteilt werden und was verantwortliches Handeln heißt. Es geht um die Basisfrage, welche Grundunterscheidung, welche binäre Opposition die Leitkategorie menschlichen Handelns darstellt, wer diese Unterscheidung definiert und welche Menschen damit auf die unterlegene Seite abgedrängt werden. In der Handhabung dieser Frage zeigt sich die Macht und vielleicht auch die Hybris der Menschen.

In der jüdischen Deutung der Turmbauerzählung gibt es den Midrasch, dass der Turm zu Babel schließlich so hoch wurde, dass die Menschen über jeden beim Bauvorgang mühsam hochgetragenen und dann heruntergefallenen Ziegelstein weinten, wenn dagegen ein Mensch zu Tode kam, achtete man nicht darauf. Dies sei für Gott das Signal zum Eingreifen gewesen, die Sprache der Menschen zu verwirren.

## Anmerkungen:

<sup>1</sup> Die Deutung von Genesis 11 in zwei Handlungssträngen findet sich bei H. Gunkel (Göttinger Handkommentar zum Alten Testament, Genesis, Göttingen <sup>5</sup>1964, 92–101). Die neueste exegetische Monographie zum Thema stammt von C. Uehlinger (Weltreich und „eine Rede“, Orbis Biblicus et Orientalis 101, Freiburg/Schweiz 1990). Eine philosophische Deutung hat J. Derrida vorgelegt (Babylonische Türme. Wege, Umwege, Abwege, in: H. Hirsch [Hg.], Übersetzung und Dekonstruktion, 1997, 119–165).

Michael Spohr und Beate Krieger-Spohr

# Die Lebenssituation pflegender Angehöriger

## Und die Bedeutung von Gesprächskreisen

### Der Kontext

Im Rahmen der seelsorglichen Tätigkeit des Autors als Pastoralreferent in zwei Gemeinden in Frechen bei Köln begannen im Herbst 1989 ausgehend von einer gemeinsamen Analyse im Kreis der Mitarbeitenden in der gemeindlichen Caritasrunde eine Reihe von Aktivitäten „rund um die häusliche Pflege“. Die Notsituationen der Menschen in unserem Lebensumfeld waren in den beiden Gemeinden recht unterschiedlich: Hier offensichtliche Not bei Nichtsesshaften, Aus- und Übersiedlern sowie Asylsuchenden, dort eher die stillen Nöte wie Alkoholismus, Vereinsamung und – selbst in der Runde der Mitarbeiterinnen – häusliche Pflege. „Irgendwann konnte ich nicht mehr in der Gemeinde so aktiv wie früher mitmachen, weil ich meinen Vater pflegen musste, der einen Schlaganfall bekommen hatte. Alle wussten es, aber so recht hat niemand davon Notiz genommen. Nach drei Jahren Pflege, in denen ich oft nicht einmal ohne Sorge in die Kirche gehen konnte, bin ich nun wieder aktiv.“

Die Nöte Pflegenden ernst nehmen und angemessene Antworten darauf finden, dies war unser Ziel. Es wurde ein erster Kurs in häuslicher Krankenpflege organisiert und in Zusammenarbeit mit einer Sozialarbeiterin der Stadt fortan ein erster monatlicher Gesprächskreis für pflegende Angehörige aufgebaut. Darüberhinaus bauten wir einen

Kreis von Frauen und Männern auf, die bereit waren, die Pflegenden wöchentlich ein paar Stunden zu entlasten.

Im Laufe der folgenden Jahre entwickelte sich u. a. aus diesen Aktivitäten die Hospizarbeit in Frechen.<sup>1</sup> Die Gesprächskreise finden seitdem unter dem Dach des Hospizvereines statt. Eine in der häuslichen Pflege erfahrene Hospizmitarbeiterin, Frau Waltraud Göbel, und die Autorin bauten einen zweiten Kreis auf. Es war uns zum einen wichtig, dieses Angebot nicht auf der Gemeindeebene, sondern auf Stadt-/Dekanatsebene zu verorten, da es bei dieser Thematik doch gewisse Berührungspunkte und Sorgen gibt, dass „morgen überall davon gesprochen wird.“ Zum zweiten wollten wir nicht nur eine Reihe von vielleicht fünf Gesprächsabenden anbieten, die informativen Charakter hätten, sondern den Frauen (es finden sich in der Tat nur wenige Männer in den Gesprächskreisen, obwohl auch sie mit- oder sogar ausschließlich pflegen) eine dauerhafte „Zusage“ machen, dass sie einmal im Monat mit ihren Sorgen und Nöten einen „Landeplatz“ bekommen. Hintergrund für den monatlichen Rhythmus ist, dass, anders als in der Pflege von Kleinkindern, nicht abzusehen ist, wann die Pflegesituation endet, eine Unterstützung auf unbestimmte Zukunft hin eine deutliche Stütze darstellt. Damit ist nicht gesagt, dass andere Angebote an Pflegenden nicht ebenfalls sinnvoll sind (z. B. Vortragsreihen, Pflegekurse, eine begrenzte Anzahl thematisch geprägter Gesprächsabende etc.)<sup>2</sup>

Die Gruppe ist drittens folgerichtig als offene Gruppe definiert. Neue Teilnehmende sind jederzeit willkommen, sie melden sich lediglich telefonisch an. Gruppenteilnehmerinnen bleiben meist über viele Jahre, oft sogar noch ca. ein Jahr nach dem Tod des Gepflegten.

Sie ist – viertens – eine angeleitete Gruppe, d. h. keine Selbsthilfe, sondern eine Betroffenenengruppe. Pflegenden sollten nicht noch damit belastet werden, den Rahmen für diese Treffen herzustellen und auf die Einhaltung der „Spielregeln“ zu achten. Diese *Gruppenspielregeln sind die Verschie-*



genheit darüber, was gesprochen wurde, die Freiwilligkeit zu kommen (die nicht zu einer Unverbindlichkeit verkommen darf), die Offenheit, angebotene Verhaltensweisen umzusetzen oder nicht und die Selbstbestimmung darüber, was und wieviel von sich mitgeteilt wird. Dies alles führt im Laufe der Zeit zu einer grossen Offenheit und Toleranz.

## Die Lebenssituation Pflegender

Pflege ist „weiblich“, d. h. das immer noch (und wohl auch in Zukunft) der überwiegende Teil der häuslichen *Pflegeleistungen von Frauen* erbracht wird. Ehefrauen, die ihre Männer pflegen, Töchter und Schwiegertöchter, die Ihre (Schwieger-)Eltern pflegen, Mütter, die Ihre Kinder pflegen... Die Erwartungshaltungen gehen auch immer noch dahin, dass Frauen im Falle einer eintretenden Pflegesituation ihre berufliche Einbindung oder ihre Ambitionen aufgeben, weil „Wichtigeres“ ansteht. In der ersten Zeit, z. B. einer zunehmenden Pflege der eigenen Eltern (d. h. Waschen, Einkauf, Haushalt...) wird dann versucht, allen gerecht zu werden, wobei schnell deutlich wird, dass die auf-Distanz-Pflegenden sich selbst und ihren Bedürfnissen nicht gerecht werden, diese zurück zu stellen bereit sind. Je dichter die Pflege wird, umso deutlicher wird der Abschied von der Normalität erlebt, eine permanente Anforderung in physischer und psychischer Weise tritt ein, eine zunehmende *soziale Isolierung*; manchmal ist auch ein Rückzug zu verzeichnen. Der Verlust von Freunden und wichtigen Personen im nahen Umfeld ist nicht automatisch der Fall, und dennoch eine bittere Erfahrung, die zu einem Gefühl von Allein-Gelassen-Sein führt, welches innerlich hart werden lässt. Diese Härte, die manchen Pflegenden eigen ist, kann also als „Schutzpanzer“ gegen Enttäuschungen gedeutet werden.

Pflegende merken die vielfältigen Belastungen oft recht spät, haben den Mangel an persönlichem Freiraum, den Schlafmangel, die ganze „rund-um-die-Uhr-Belastung“ eine Weile gut managen können, bis sie an

der eigenen Gereiztheit, an verstärkten körperlichen Symptomen oder aber an Erschöpfung und Unlust merken, dass sie sich Unterstützung suchen müssen. Aber das kostet ja auch wieder Kraft...

Eine starke Störung der *emotionalen Beziehung* zum Pflegebedürftigen (z. B. bei Verwirrung und Demenz) ist oft die größte der Belastungen und führt zu Perspektivlosigkeit und depressiver Verstimmung, nicht selten auch zu Schuldgefühlen, insbesondere dann, wenn die Enge der Beziehung ein entspanntes Miteinander unmöglich macht, keine Distanzierung mehr möglich ist und mehr oder weniger starke Aggressionen wachsen.

Nicht verschwiegen werden sollen auch *finanzielle Probleme*, die mit der Pflegesituation einhergehen können. Wenn jüngere Frauen z. B. wegen der Pflege des Partners ihre Arbeit aufgeben müssen, kann dies ein wesentlicher Belastungsfaktor werden neben der Tatsache, dass die Aufgabe der Arbeit auch die Möglichkeit des „Etwas-anderes-Erlebens“ einschränkt.

Wir haben einen ersten Blick auf die Situation Pflegender genommen, der im folgenden anhand von Themen vertieft werden soll, die einzelne Aspekte näher beleuchten.

## Freiheit und Verantwortung

Pflegesituationen aktualisieren und modifizieren lebenslang gewachsene Formen der Kommunikation und Interaktion, denn Rollenverhältnisse werden zwangsläufig neu definiert und womöglich umgekehrt, gegenseitige Macht- und Einflussnahme wird neu geordnet, bisherige Unterstützungsverhältnisse werden möglicherweise umgekehrt (auch unter Ehepartnern). In gesunden Tagen sind die Eltern-Kind-Verhältnisse gewachsen, hat sich das Ehe- und Partnerschaftsverhältnis gebildet. War es ein eher statisches oder flexibles Verhältnis, konnten also Rollen und Aufgaben wechseln oder nicht? Blieb das Verhältnis zu den Eltern seit der Jugendzeit bestehen, oder gab es ein erwachsenes Miteinander? War der nun



pflegebedürftige Mann immer der Starke, der „Macher“ oder gab es schon immer eine Möglichkeit, dass die nun pflegende Frau selbständig handelte?

Wenn das Verhältnis eher statisch war, so wird der Wandel durch die zunehmende Pflege als Bedrohung der bisher geltenden Ordnung erlebt. Dabei auftretende Widerstände beim Pflegenden gegen die wachsende Anforderung und beim zu Pflegenden gegen die zunehmende Notwendigkeit von Pflege sind da etwas ganz Natürliches und dienen dem Erhalt des Bisherigen, was angesichts der teils schon einschneidend erlebten und teils vorweg geahnten Veränderungen kein Wunder ist. Auch dies ist ein Teil des „ganz normalen Chaos der Pflege“.

Die Verantwortung für den/die zu Pflegenden wächst meist langsam an (Ausnahmen sind sehr plötzliche Erkrankungen wie Schlaganfall, schweres Krebsleiden...), z.B. wenn der alleinlebende Vater nach dem Tod der Mutter, zunächst eine „Pflege auf Distanz“, meist durch Gewährleistung von hauswirtschaftlichen und finanztechnischen Hilfen braucht. Diese können sich allerdings schnell in stärkere Besorgnisse verwandeln („Hoffentlich hat er auch den Herd ausgemacht!“) und den Grad der Verantwortlichkeit fürs Wohlergehen des zu Pflegenden drastisch erhöhen. Mit der Pflege im eigenen Haushalt verschärfen sich die Probleme der dauerhaften Verantwortung, insbesondere bei Verwirrheitszuständen des zu Pflegenden so weit, dass kaum mehr ein Freiraum zur Verfügung zu stehen scheint, eine deutliche All- und Überverantwortlichkeit Raum greift, die zu einem Erleben von „Gefangenschaft“ und zu gegenseitigen „Belagerungszuständen“ führen kann.

In allen Intensitäten der Pflege stellt sich die Frage nach der angemessenen Verantwortung und der angemessenen Freiheit, die zu gewähren bzw. sich und dem Pflegebedürftigen einzuräumen ist. Wie dreckig darf ein Haushalt sein? Wie streng muss ich die Medikamentengabe überwachen? Welche finanziellen Spielräume darf ich lassen, zumal, wenn dies ein Anlass zu Verdächtigungen ist? Wie sehr muss ich auf die

Benutzung von Gehhilfen bestehen? Darf ich den Wunsch danach, sich selbst intim waschen und pflegen zu wollen respektieren?... Die auftauchenden Fragen sind „Legion“ und sie drehen sich immer wieder um die Verantwortung und die Freiheit, schärfen diese „philosophischen Fragen“ in einer Konkretheit zu, die oft nur der Konkretheit vieler Elternfragen bzgl. der Erziehung „schwieriger“ Kinder ähnelt.

Die Verantwortung der Pflegenden für sich, ihre Kraft und ihre Grenzen, für das Wohlbefinden und -ergehen ihrer Familie, ihres Partners kommt oft erst ins Blickfeld, wenn dort schon erste ernsthafte gesundheitliche oder Beziehungsprobleme aufgetaucht sind. Auch hier ist ein gerüttelt Maß an gemeinsamer Verantwortung, welche nur in einem guten Austausch mit z.B. dem Ehepartner, der „Mit-Pflegender“ ist, über die Dauer der Pflege hinweg gemeinsam getragen werden kann. Der Partner kann schon früher erkennen, wo die Pflegende sich „übernimmt“ und deutlich auf Entlastung durch z.B. einen gemeinsamen Urlaub dringen.

## **Umgang mit Leiden, langem Sterben und Besorgnisarbeit**

Gibt es überhaupt so etwas wie „*antizipatorische Trauer*“, also eine Trauer, die vor dem Tod einsetzt und den kommenden Abschied in verschiedenen Dimensionen vorweg nimmt, eine Trauer, die Verena Kast „Besorgnisarbeit“<sup>3</sup> nennt? – Die Erfahrungen in Gesprächskreisen Pflegenden Angehöriger, aber auch in der Hospizarbeit zeigen, dass es diese Vorweg-Trauer tatsächlich gibt, dass in vertrauter Umgebung der „Panzer der Dauerstärke“, den viele Pflegende anlegen, zumindest zeitweise abgelegt werden kann. Insbesondere dann, wenn eine andere Pflegende vom (nahenden) Verlust erzählt, ist spürbar, dass auch vorweg getrauert werden kann und muss.

Das *Miterleben des Leidens* führt hingegen nicht selten in ein selbst leidendes und mitleidendes Grundgefühl, welches sich dann in hoher Sensibilität für den/die zu

Pflegende/n einerseits und für sich selbst andererseits ausdrückt. In zugespitzten Pflegesituationen, insbesondere, wenn es auf das Sterben zugeht, kann das Leiden alles bestimmend werden, wird der Tod dann zunächst als „Erlösung“ erlebt. Wenn starke Schmerzen die Pflege und das Sterben begleiten und auf Seiten des Betroffenen jedes Leben und Erleben „eng“ machen, werden die Pflegenden oft ähnlich „dünnhäutig“, erleben das Mitleiden als existenzielle Anfrage an das eigene Leben. Sie sind es dann, die an Sterbehilfe denken und sie sich als Möglichkeit wünschen, wenn sie mit ihren Ängsten allein und in ihrer Ohnmacht hilflos sind. Erfahrungsgemäß hilft ein Sprechen über diese Ohnmacht und ein entlastendes *Mit-Aushalten* z.B. durch eine Hospizmitarbeiterin über diese Wünsche hinweg, kann der letzte Teil des Lebens, das Sterben, auch von den Angehörigen angenommen werden. Voraussetzung ist allerdings, dass eine gute palliativ-medizinische und palliativ-pflegerische Versorgung gewährleistet ist, was leider nicht überall der Fall ist. Einerseits bedeutet Leiden mittragen eine tiefe Erfahrung der Nähe zu machen; es wirft allerdings auch die Frage auf, was wir noch wirklich miteinander teilen können, die wir evtl. ein ganzes Leben miteinander verbracht und geteilt haben. Das Gefühl des Sich-Entfremdens und des Einen-anderen-Weg-Gehens wird von Pflegenden oft erst im Nachhinein so benannt, und doch ist es ein Teil der Erfahrung der Pflege, nicht nur bei Demenzerkrankten. Trotz der oft fehlenden Worte für die Umwandlung, die auch mit Ohnmacht, Wut und Ekelerfahrung verbunden sein kann, kann eine Pflegesituation ein bewussteres, für jeden Tag und jede Begegnung *dankbares Lebensgefühl* wecken. Die Begrenztheit des gemeinsamen Daseins lässt dichte Momente entstehen, die Wehmut und Dankbarkeit verbinden.

Von aussen mag manche *Aktivität* der Pflegenden *als Verdrängung* erscheinen, die ablenkt von der „Realität“, die unangemessen scheint und störend. Psychisch betrachtet ist die Verdrängung eine grosse „Seelenleistung“, da wir nicht alles (das wäre nicht

aushaltbar) und nicht immer (damit wären wir nicht offen für neue Erfahrungen) präsent haben können, was unsere Lebenssituation ausmacht. Erst wenn jemand von sich selber sagt, dass sie/er ständig wegläuft und nicht aushalten kann, werden diese Verhaltensweisen problematisch. Auch hier helfen Gespräche und praktische Entlastung durch Pflegekräfte, Ehrenamtliche oder andere, z.B. auch mit anderen aus einem Gesprächskreis.

„Wenn die alten Eltern sterben“<sup>4</sup>, dann ist die „schützende Elterngeneration“ weggefallen, dann fallen manche Pflegenden in ein „Sinnloch“, das tiefer ist als das „Loch“, das die ungefüllte, ehemalige Pflegezeit hinterlässt. Die Tatsache, nunmehr Waise zu sein, kann manche seelische Not auslösen. Da ist es gut, von Menschen, die davon eine „Ahnung“ bzw. eine eigenen Erfahrung haben, daraufhin angesprochen zu werden, da nicht wenige dies als „Kinderkram“ wegdrücken wollen.

## Bezugspersonen und Hilfesysteme

Immer wieder tauchen die Fragen nach Unterstützung auf, oft allerdings zu einem Zeitpunkt, wo sich die Situation schon zugespitzt hat. Die Belastung einer Pflege wächst für den Pflegenden mit der Zeit immer mehr – wie eine sich *verstrickende Dornenhecke*, vor allem, wenn die Pflege nicht auf mehrere aufgeteilt ist. Eine einzeln Pflegenden wird durch die Beanspruchung immer mehr zugedeckt. Oft ist es schwierig, den Zeitpunkt richtig einzuschätzen, an dem die Pflegenden noch die „Dornenhecke“ beschneiden kann. Muss erst das Maß an Überbeanspruchung voll sein, ehe eine Wandlung für möglich gehalten wird? Oft genug ist dann das System der Pflege beim Pflegenden und beim zu Pflegenden so eingefahren, dass kaum noch Ideen für die Änderung des lebensabschnürenden Zustandes aufkommen mögen. Es ist daher ganz wichtig, sich gezielt *Unterstützung* zu suchen durch verschiedene Betreuungsformen, bei zunehmender Pflege auf den Tod hin z.B. durch einen Hospizdienst. Es kann durchaus sein, dass Menschen, die sich Freiräume

schaffen, dafür schief angesehen werden, was sie unterschiedlich stark belastet. Gibt es in der eigenen Familie, z. B. unter Geschwistern keine Entlastung, so gehen die Enttäuschungen darüber seelisch „tiefer“, auch wenn sie nur alt bekannte Geschwisterkonstellationen aktualisieren.

Konflikte unter *Geschwistern* machen sich nicht selten an den Fragen nach Betreuung (früher: Vormundschaft und Pflegschaft) sowie den Fragen finanzieller Art fest. Langjährige unterschwellige Konflikte können hier ihr Ventil finden, eine Lösung und ein einvernehmliches Miteinander ist meist nur durch eine „Moderation“ möglich, wozu aber nur sehr selten alle Beteiligten bereit sind. Der Schmerz und die manchmal ohnmächtige Wut darüber, dass der Bruder z. B. alle 14 Tage sonntags von der Mutter „empfangen“ wird, nur wenige wertschätzende, dafür umso mehr reglementierende Worte an seine Schwester richtet, im Testament genauso bedacht ist wie diese pflegende Tochter, dieser Schmerz wird oft zum bitteren Dauerzustand. Es gibt aber auch die Erfahrung, dass Geschwister ein gutes Netz der Pflege aufbauen, sich entlasten und respektieren, dass ein Geschwister die Hauptaufgabe trägt und „die Richtung vorgibt“.

Wünschenswert ist also ein Kreis von Menschen, die entlasten können – für kurze Zeit am Tag oder für ein Wochenende. Es gibt viele Gründe – beim Pflegenden und beim Kranken – keine „Fremden“ ins Haus zu lassen, doch oft ist dies die einzige Möglichkeit zur Entlastung. Wichtig ist es, solche *Netzwerke* von Anbeginn mitzubedenken – seien es eigene Freiräume, seien es Gesprächskreise, seien es Besuchsdienste.

Auch die *Freunde* spielen hier eine Rolle. Freunde sind nicht zu schonen, wenn es darum geht, mit ihnen über das zu sprechen, was die Pflegesituation an Lebenserfahrungen und Umständen bewirkt. Es geht dabei nicht um ein Heranzitieren der Freunde: Es soll nur klar sein, dass Freunde dann, wenn sie mit Pflegenden zusammentreffen, nicht von den Erfahrungen der Pflege verschont werden – so als könne über alles, nur nicht über das während der Pflege Zentrale (näm-

lich die Pflegesituation) gesprochen werden. Pflege darf kein Tabu sein! Die Freunde, die uns wichtig sind, sollen sich einer Mitbetroffenheit stellen. Den Freunden wird dadurch auch die Möglichkeit gegeben, an den Erfahrungen der Pflegenden teilzuhaben – evtl. im Blick darauf, dass sie selbst auch in eine solche Situation gelangen können.

*Medizinische Entscheidungen* brauchen auch ein Hilfesystem. Hier ist ein gutes, vertrauensvolles Verhältnis zum Hausarzt und dem möglicherweise eingesetzten Pflegedienst ein Segen. Die gute Beobachtung des Kranken ist hilfreich, um auch dem Arzt die Arbeit seiner Betreuung zu erleichtern. Auch für die direkte Sterbebegleitung ist es hilfreich, in gutem Kontakt mit dem Arzt die richtigen, menschlichen Entscheidungen zu treffen – z. B. in der Überlegung zu Maßnahmen, die das Leben nicht verlängern.

### **Familiendynamiken und Rollenwechsel, zwischen Tochter-Mutter/Vater, Sohn – Mutter/Vater, Ehegatten ...**

Bereits angesprochen sind die möglichen Wechsel in der Beziehungs- und Rollengestaltung angesichts einer sich entwickelnden und erweiternden Pflegesituation. Insbesondere die mit der zunehmenden Verantwortungsübernahme sich verändernde Machtausübung und Einflussnahme (teils bis in kleinste Entscheidungen) sollte nicht unerflectiert geschehen, da sonst Widerstände an anderer Stelle das Leben miteinander schwer machen. Diese Widerstände sind Ausdruck des Unbehagens angesichts des Wandels, folglich des Beharren-Wollens auf alten Mustern, und insofern etwas ganz „Normales“.

Weiterhin wandelt sich die bisherige Unterstützung, d. h. die bisher zeitlich, finanziell bzw. durch ihre „Autorität“ unterstützenden Eltern (oder der Ehepartner) werden nun selbst unterstützungsbedürftig, können selbst nicht mehr unterstützen. Damit verlieren sie einen wesentlichen Baustein ihrer Identität, was Abschied und Verlust bedeutet. Denen, die nun mehr Macht (und Macht ist erst einmal nichts Schlim-

mes, sondern nur deren Miss- bzw. Fehlgebrauch ist problematisch!) haben, ist dies vielleicht unangenehm, vielleicht aber auch angenehm, da sie „endlich“ auch einmal zu bestimmen haben. . .

In seinem Beitrag „Pflege als Beziehungswandel – Die Belastungen pflegender Angehöriger“ nimmt Uwe Wieland aus psychoanalytischer Sicht Stellung zu dem radikalen Wandel der bisher mehr oder weniger „intakten“ Beziehungen zwischen Partnern, Kindern und Eltern, Freunden usw.<sup>5</sup> und bringt das Gelingen des Beziehungswandels in Verbindung mit der Fähigkeit zu trauern.<sup>6</sup> Falls im Vorfeld bereits eine belastete Beziehung bestanden hat, so tauchen Trennungswünsche unweigerlich auf. Diese können in der „neuen Situation“ allerdings nicht ohne massive Schuldgefühle gedacht, geschweige denn umgesetzt werden. Den Angehörigen „ins Heim“ zu geben wird dann bereits als Verlassen oder gar als Bruch des Versprechens erlebt, „gute und schlechte Tage miteinander zu teilen“. Das Auftauchen von Aggressionen, nicht nur beim Pflegenden, sondern auch beim Pflegebedürftigen (manche „tyrannischen Handlungen“ – so Wieland – wie das Einkoten, das ständige nächtliche Klingeln, das übermäßige Leidlich-Sein etc. sind Ausdruck der Aggression angesichts des „Nicht-mehr-selbst-sein-Könnens“<sup>7</sup>) bringen die Beziehung an den Rand des Zerreißens, und dennoch sind die Betroffenen wie „aneinander gefesselt“, was u. a. darin zum Ausdruck kommt, dass Pflegende über lange Zeit keine Hilfe annehmen können. Die Aggressionen der Pflegenden werden weiter unten beschrieben und führen, wenn sie nicht artikuliert, verstanden und damit auf ihren Aufforderungscharakter zur Veränderung hin ernst genommen werden, zu fatalen Konsequenzen.

## **Bewältigungsstrategien<sup>8</sup>**

Die Bedeutung von persönlichen Strategien zur Bewältigung von schwierigen Situationen ist eines der Themen der Psychologie und heisst dort englisch: coping-style. In

Bezug auf Frauen, die einen schwerstpflegebedürftigen Angehörigen pflegen, haben Boeger und Pickartz festgestellt, dass ein hohes Ausmaß an Belastungsfaktoren vorliegt, die zum einen aus dem „auffressenden“ Pflegealltag, zum anderen aber aus der Lebenssituation als Frau in der Lebensmitte (mit anderen Plänen und Wünschen) her rührt.

Frauen, die die „chronische Stresssituation Pflege“ durch eine positive Deutung bewältigen, hatten deutlich weniger psychische und somatische Beschwerden. Hinzu kamen bei diesen Frauen eine grundsätzliche Akzeptanz der Situation verbunden mit einer aktiven Umgehensweise mit den Realitäten der Pflege (sie machen sich durch Pflegekurse kompetent, sprechen Freunde und Angehörige an, bauen ein Netzwerk der Hilfe etc.). Nicht zuletzt aber ist das Maß der Selbstbehauptung, des Für-sich-Sorgens bei den Frauen, die zur Gruppe der weniger Belasteten gehören, deutlich höher. Sie denken auch an sich, wissen, dass sie ihre „Leistung“ nur dann gut und auf Dauer erbringen können, wenn sie „gesund“ bleiben.

Die Gruppe der stark belasteten Pflegenden zeigt hingegen wenig positive Deutung (z. B. Ich tue etwas Sinnvolles, spüre Dankbarkeit...), sondern identifiziert sich stark mit dem Leiden des/r zu Pflegenden, geht jedes Auf und Ab emotional mit. Eine deutlich stärkere depressive Gestimmtheit ist dann nicht verwunderlich. Eine sehr ausgeprägte Anpassung an die Bedürfnisse des Pflegenden und eine starke Abwehr von Hilfe bzw. kein aktives Bemühen um solcherart Entlastung treten dann gemeinsam auf.

Die Untersuchung hat deutlich gemacht, dass es „erfolgreiche“ und weniger erfolgreiche Strategien zur Bewältigung dieser schwierigen Lebenssituation gibt. Doch wie in vielen Lebensbereichen sind wir Menschen nicht immer „vernünftig“, verhalten uns entgegen besseren Wissens, kommen „nicht aus unserer Haut heraus“. Dann ist es gut, wenn uns vertraute und uns wertschätzende Menschen aufmerksam machen und uns damit eine Veränderungsmöglichkeit eröffnen. Appelle allein helfen nichts!

## **Entspannung, Ort der Ruhe / Erholung und der Hoffnung**

Im Verlauf der Pflege verlieren nicht wenige Pflegende den Kontakt zu ihren Bedürfnissen und Wünschen, die „Dornenhecke“ erstickt auch diese. Wer hilft ihnen die so notwendigen Orte der Ruhe, der Entspannung und der Hoffnung zu finden? Wollen sie diese überhaupt finden? Hier ist zunächst einmal Skepsis angebracht, da Ruhe und Innehalten bedeutet, die eigene Situation mit all ihrer Anspannung, vielleicht Hoffnungslosigkeit und tiefsitzender Erschöpfung deutlich wahr zu nehmen. Das ist nicht angenehm, kann schmerzen und sehr traurig machen. Da ist ein schnelles Weitermachen wie bisher fast eine „Erlösung“, zumindest spüren die Betroffenen sich dann nicht. Innehalten stört den Ablauf, ist dann wie „Sand im Getriebe“.

Dennoch zeigen pflegende Angehörige Ansätze, sich selbst „Orte der Ruhe“, Formen der Entspannung und Zeichen der Hoffnung zu suchen bzw. zu erarbeiten. Ein Gespräch über diese Bedürfnisse und deren Möglichkeiten der Erfüllung, z. B. im Rahmen eines Gesprächskreises pflegender Angehöriger, kann Ideen zusammen tragen, kann Mut machen „es zu tun“ und kann die gegenseitige Unterstützung (manchmal sogar Mahnung) herbei führen, die es braucht, um das zu tun, „was mir gut tut“...

Orte der Ruhe innerhalb eines Hauses, wo die verwirrte Mutter umher geht, allein durch ihre Anwesenheit schon Unruhe verbreitet, können der Bügelkeller sein, der Vormittagskaffee bei der Nachbarin, der Sessel im Schlafzimmer, wo ein Buch bereit liegt. *Entspannung* können der trotz allem durchgehaltene Sport, das regelmäßige Schwimmen, der Yogakurs, oder andere Körper und Geist erfrischende Aktivitäten sein. Leider ist es auch oft das Glas Alkohol mehr, das Beruhigungsmittel, „was ja nur rein pflanzlich ist“, der Fernsehkonsum bis zum Testbild ... hilfreich ist in jedem fälle, sich durch andere animieren zu lassen, sich nicht aus allen Aktivitäten heraus zu ziehen, wenn die Pflege immer mehr Zeit in Anspruch nimmt.

*Zeichen der Hoffnung*, insbesondere angesichts der Ungewissheit, wie lange die Situation Bestand haben wird, sind Freunde und Verwandte, die mittragen, sind Pflegekräfte und Hospizmitarbeitende, die treu und kompetent entlasten, sind Seelsorger/innen, die Verständnis signalisieren und sich auf die Lebenssituation einstellen können. Doch alle diese Menschen müssen „an- und aufgefordert“ sein, wozu sich viele Pflegende nicht in der Lage sehen, oft weil sie sich schlicht anderes, nämlich das nachgehende Sorgen wünschen. Hier sind alle Beteiligten aufgefordert sensibel aufeinander ein zu gehen, denn wenn ich will, dass ich jemandem nahe bin, muss ich ihm schon einmal nahe treten!

## **Pflegerisiken und Gewalt in der Pflege thematisieren und mindern**

Die Überforderung durch eine plötzlich eintretende Pflegesituation, die es nicht ermöglicht, sich angemessen auf die gänzlich veränderte Lebenssituation einzustellen, hat nicht selten zur Folge, dass Informationen über ganz praktische Hilfen fehlen, dass Heil- und Hilfsmittel, die zustehen, nicht vorhanden sind, dass Grundkenntnisse in häuslicher Pflege im Do-it-yourself-Verfahren statt unter kundiger Anleitung erworben werden. Nicht selten treten dann Pflegefehler durch Unvermögen, bzw. Pflegerisiken durch Fehleinschätzungen auf. Auch hier kann ein Gesprächskreis für pflegende Angehörige „erste Hilfe“ bieten, da dort „Neulinge“ und „alte Hasen“ mit viel Erfahrung zusammenkommen. Für die fehlenden fachlichen Anteile sind aber auch Kurse in häuslicher Krankenpflege bzw. Beratungen durch Pflegedienste abrufbar. Im Rahmen der Qualitätssicherung der häuslichen Pflege sind Besuche speziell ausgebildeter Pflegekräfte („Pflegevisiten“) im Rahmen der Pflegeversicherung mittlerweile verpflichtend.

Es ist längst kein wirkliches Tabuthema mehr, dass langjährige Pflegesituationen grosse Überreiztheit, Ratlosigkeit, Ärger, Verbitterung, aber auch vielfältige Ängste



bei den Pflegenden auslösen. Die zunehmende Isolation und die Enttäuschung über das Durchkreuzen der Lebenspläne führt nicht selten zu Umgangsweisen, die Ausenstehenden fremdartig, manchmal zwischen hochaggressiv und hoch „schuldbeladen“ vorkommen. Die „Umkehr der Machtverhältnisse“ zwischen z. B. Frau und Mann, zwischen Tochter und Mutter kann zu offenen oder subtilen Formen der Gewalt in der Pflege führen. Laute und harsche Ansprache bis zum regelmäßigen Anbrüllen, bewusstes Vorenthalten von durchaus möglichen Ablenkungen (Fernsehen oder Musik), „fesseln“ an den Stuhl oder das Bett, Schläge und „Strafen“ verschiedenster Art, emotionale Kälte, alles dies ist leider Realität in der häuslichen Pflege.

In einem Kreis von gleich Betroffenen ist es möglich, über diese Erfahrungen und eigenen Handlungen zu sprechen, vorausgesetzt, die Leitung ist sensibel und kompetent im Umgang mit diesen Thematiken und in der Lage, aufkeimende Empörung in der Gruppe über „Gewaltschilderungen“ umsichtig, aber deutlich zu entschärfen. Damit wird ein großer Beitrag geleistet, die Motive des Handelns zu verstehen, das Bündel an Gefühlen zu benennen und damit emotionale Entlastung, gerade auch der Schuldgefühle, die zu weiterer Verschärfung der Situation führen können, zu schaffen. Ein gemeinsames Überlegen, welche Handlungsweisen besser geeignet sind, und wo bzw. wie die Aggressionen ausgedrückt und ausgelebt werden können, ist dann möglich.

## **Bedeutung der Gruppe als Korrektiv und als Modell**

Ähnliche Pflegesituationen, die in Gesprächskreisen ausgetauscht werden können, entlasten die pflegenden Angehörigen von der Vorstellung: „Nur bei mir ist das so.“ Durch den Informations- und Erfahrungsaustausch, auch über sehr praktische Dinge, wird sich gegenseitig Hilfe geleistet. Die Teilnahme an der Gruppe ist bereits ein erster und wichtiger Schritt, sich drohender

Isolation zu erwehren bzw. sich aus der Isolation heraus zu bewegen („die Dornenhecke war schon sehr hoch gewachsen!“) und zusätzliche Ausgleichsaktivitäten anzugehen. Damit, dass sowohl Angehörige, die zu Hause pflegen als auch solche in der Gruppe vertreten sind, die (nunmehr) ihren pflegebedürftigen Angehörigen in einem Alten- und Pflegeheim wissen, werden die Vorurteile gegen das „Abschieben“ relativiert, da Angehörige auch dann noch für die Pflege Mitverantwortung tragen, wenn sie nicht (mehr) zu Hause pflegen.

Bedeutsam sind auch soziale Verhaltensweisen, die in der Gruppe gestärkt werden:

- von sich, auch den widerstreitenden Gefühlen erzählen und sich damit wichtig nehmen,
- zuhören lernen und dabei eigene, oft vorschnelle Bewertungen ablegen,
- Kritik angemessen äußern und Kritik annehmen können,
- die eigenen Körperempfindungen wahr- und ernstnehmen.

Dies ist aber daran gebunden, dass die Gruppenleitung die personenzentrierten und annehmenden Interaktionsformen selbst lebt und für deren Einhaltung Sorge trägt.

## **Rolle der Leitung**

Damit sind wir schon bei der letzten Frage angekommen, der Bedeutung und Rolle der Leitung bei den Gesprächskreisen für pflegende Angehörige. Es ist schon deutlich geworden, dass die Kräfte der Pflegenden stark auf den/die zu Pflegenden und die gesamte Situation hin gebündelt sind. Gleichzeitig sind die Themen, die im Verlauf der Pflege persönlich und oft sehr existenziell hervor treten, höchst sensibler Natur.

Daraus ergibt sich, dass es – anders als in „reinen“ Selbsthilfekontexten – sinnvoll ist, Gesprächskreise unter einer kompetenten Gesprächsleitung einer/s Nicht-Betroffenen, zumindest nicht mehr akut Betroffenen, stattfinden zu lassen. Die Leitung hat dann die Rolle, sowohl den Gesprächsfluss und die Einhaltung der Regeln zu beachten, als auch auftauchende generellere und alle



betreffende Fragen heraus zu stellen (siehe z.B. oben Freiheit und Verantwortung, Aggressionen u.a.), ohne in theoretische Abhandlungen abzuschweifen. Darüberhinaus wird die Leitung des Kreises auch für einzelne in der Zwischenzeit als Ansprechpartner/in zur Verfügung stehen können, was selbstverständlich nicht ausschliesst, dass die Teilnehmenden auch untereinander ein „Netzwerk“ bilden.

Nicht zuletzt wird die Leitung immer wieder heraus stellen, vielleicht nicht in erster Linie verbal, dass die von den Pflegenden geleistete „Arbeit“ zu den wertvollsten Dingen gehört, die wir einander geben können, dass Selbstlosigkeit aber immer auch Selbststand und Eigenliebe braucht.

### Anmerkungen:

- <sup>1</sup> Matthias Schnegg: Geschichte einer Initiative: Pastoralblatt 5/1992, 147–152.
- <sup>2</sup> Vgl. den guten Überblick in: Astrid Hedtke-Becker: Die Pflegenden pflegen. Freiburg <sup>2</sup>1999, bes. S. 104–120.
- <sup>3</sup> Verena Kast: Trauern – Phasen und Chancen des psychischen Prozesses. Kreuz-Verlag 1999.
- <sup>4</sup> So der Titel des Buches von Barbara Dobrick: Wenn die alten Eltern sterben – Das endgültige Ende der Kindheit, Stuttgart 1998.
- <sup>5</sup> Uwe Wieland: Pflege als Beziehungswandel – Die Belastungen pflegender Angehöriger, in: Diakonia 32 (2001), 218–222.
- <sup>6</sup> Ebd. 221 f. Die Analogien sind m. E. nicht so deutlich wie Wieland sie beschreibt. Im Prozess einer langen Pflege gibt es sicher Zeiten der „Betäubung“ und des Nicht-wahr-haben-Wollens, die aber nicht mit der sog. „Schockphase“ der Trauer vergleichbar sind. Die anderen Phasen der Trauer (starke, oft ambivalente Gefühle, Suchen, Finden und Sich-Trennen, also die Erinnerungsarbeit, sowie das sich neu und anders ins Leben bewegen) sind ebenfalls nur auf dem Hintergrund analog, als solche Erlebens- und Verhaltensweisen unter belastenden Situationen eine hohe Auftretenswahrscheinlichkeit haben.
- <sup>7</sup> Wieland, 220.
- <sup>8</sup> Siehe hierzu den Artikel von Annette Boeger und Andrea Pickartz: Bewältigungsstrategien bei pflegenden Angehörigen, in: Report Psychologie 26 (2001), 234–240.

Hans Gasper

## Die Geisttaufe als Charisma

Seit den Anfängen der Pfingstbewegung 1901 bzw. 1906 und denen der Charismatischen Bewegung in den 60er Jahren des 20. Jahrhunderts – seit 1967 in der katholischen Kirche – steht die Frage nach der sog. „Geisttaufe“ bzw. der „Taufe im Heiligen Geist“ und den damit verbundenen „Charismen“, z. B. „Sprachenreden“ bzw. „Sprachengabe“ u. a., im Zentrum der Diskussionen. Dazu hat jetzt der Frankfurter Jesuit und Neutestamentler (zumal Paulus-Experte), Norbert Baumert, seit vielen Jahren prominente Mitglied der Charismatischen Erneuerung in der katholischen Kirche, eine zweibändige Untersuchung vorgelegt, die man fast als „ultimativ“ bezeichnen möchte.<sup>1</sup> Etwas seriöser und dem Gegenstand eher angemessen: Mit seiner exegetischen, theologiegeschichtlichen und geistlichen Zuordnung der „Geisttaufe“ und den damit verbundenen „Charismen“ gelingt Baumert eine mich jedenfalls überzeugende Darstellung und Würdigung des Phänomens. Es gelingt zweierlei: eine Bejahung des Geschenkes Gottes und seines Geistes bei gleichzeitiger Abwehr des Anspruchs, dass eigentlich alle die „Geisttaufe“ empfangen müssten. Wie Baumert die „Geisttaufe“ von falschen Universalansprüchen ohne jede Nivellierung entlastet, ist befreiend im Blick auf die Charismatische Erneuerung als eine der geistlichen Bewegungen. Dies hat aber auch ökumenische Relevanz, denn die „Geisttaufe“ ist Ausgangspunkt eines missionarisch sehr dynamischen Teils der Christenheit, den Pfingstkirchen und den neupfingstlerischen eigenständigen Charismatischen Gemeinden, den sog. „Nondenoms“ (nondenominational groups).

## Kurzer geschichtlicher Rückblick

Am 01. Januar 1901, dem ersten Tag des neuen Jahrhunderts, wie oft betont, erfährt eine kleine Gruppe um den Prediger Charles F. Parham in Topeka (Kansas City) die „Geisttaufe“, verbunden mit „Sprachenreden“ bzw. „Sprachengabe“ als Zeichen der Bestätigung. Die Pfingstbewegung bzw. der Pentekostalismus war geboren. Wenig später, im Jahr 1906, wird eine Gemeinde um den schwarzen Pfarrer William J. Seymour in der Azusa Street im kalifornischen Los Angeles Ausgangspunkt einer weltweiten Bewegung. Schon bald zeigt sich, dass sie keine Chance hat, in die damaligen (protestantischen) Kirchen integriert zu werden.

Vorbereitet in den 40er und 50er Jahren sprang das Phänomen 1961 auf die „Traditionskirchen“ über, beginnend mit einer kalifornischen Gemeinde der Episkopalkirche (den amerikanischen Anglikanern). Dass die „holy rollers“, wie sie in den Medien bezeichnet wurden, dort anlanden konnten, erregte, neben den üblichen Kontroversen, Staunen, nicht zuletzt als 1967 die „Geisttaufe“ die Katholiken erreichte. Die Pfingstbewegung wurde zur „Charismatischen Erneuerung“ (in der Evangelischen Kirche in Deutschland „Geistliche Gemeindeerneuerung“, in romanischen Ländern „Erneuerung im Heiligen Geist“). Dabei ist die ausgesprochen positive Aufnahme in die katholische Kirche besonders hervorzuheben.

## „Geisttaufe“ und „volles Evangelium“

Der Begriff ist keine Erfindung der Pfingstler. Wie die Mühlen-Schülerin Sr. Lucida Schmieder OSB gezeigt hat, lagen nach einer langen Traditionsgeschichte Ende des 19. Jahrhunderts alle Elemente zum pfingstlerischen Verständnis bereit, zumal in der „Heiligungsbewegung“, der Charles F. Parham angehörte.<sup>2</sup> Charakteristisch wurden die Verknüpfung mit der „Sprachengabe“ und der Anspruch, eigentlich müssten alle Christen die „Geisttaufe“ und die damit ver-

bundenen „Charismen“, an erster Stelle die „Sprachengabe“, empfangen. Die „Geisttaufe“ sei zwar nicht heilsnotwendig, gehöre aber zur vollen Ausstattung christlichen Lebens. Selbstbezeichnungen wie „Geschäftsleute des vollen Evangeliums“ (eine zur transkonfessionellen Verbreitung wichtige Gruppe christlicher Geschäftsleute in den USA) unterstreichen dies.

## Kirchliche Integration und ökumenischer Dialog

Mit der „Charismatischen Bewegung“ in den Kirchen stellte sich die Frage nach der „Geisttaufe“ in neuer Dringlichkeit, aber auch im seit 1972 stattfindenden ökumenischen Dialog des Päpstlichen Einheitsrates mit Vertretern von Pfingstkirchen. Sollte der Christenheit fast 1900 Jahre etwas gefehlt haben, was ihr erst jetzt wieder geschenkt wurde? Die rechte Einordnung der „Geisttaufe“, Phänomen wie Terminologie, stand deshalb auch im Zentrum zahlreicher kirchlicher Dokumente zur Charismatischen Bewegung.<sup>3</sup>

Wenn der Universalanspruch von Pfingstlern (und Charismatikern) nicht akzeptabel ist, was dann? Eine Möglichkeit ist, das Phänomen „Geisttaufe“ und die damit verbundenen „Charismen“ anhand anderer vergleichbarer Phänomene in der Kirchengeschichte zu identifizieren und/oder es dann in Richtung einer für alle geltenden geistlichen Erneuerung und Erfahrung zu interpretieren. Die Legitimität, aber auch die m.E. deutlichen Grenzen dieses Ansatzes sollen hier nicht dargestellt und diskutiert werden.<sup>4</sup>

## Gabe Gottes – keine Norm

Baumert wählt dezidiert einen anderen Weg. Er will den Begriff „Geisttaufe“ reservieren für den pfingstlerisch-charismatischen Aufbruch. Hier hat er seinen Ort, und hier ist er als eine konkrete Gabe Gottes zu bejahen und zu akzeptieren. Damit ist aber zugleich auch eine Grenze festgestellt: Die

„Geisttaufe“, in dieser Konkretheit verstanden, ist nichts, das anderen zum „vollen Evangelium“ fehlte. Dazu gehören der Glaube, die Sakramente, geistliche Erfahrung bzw. „Geist-Erfahrung“, die „Charismen“ u. a., nicht aber notwendig die „Geisttaufe“ als dieses konkrete, mit Pfingstbewegung bzw. Charismatischer Bewegung verbundene Phänomen.

Die beiden vorgelegten Bände konzentrieren sich einerseits auf den Begriff „Charisma“ (Bd. 1), zum anderen auf den Begriff „Geisttaufe“ (Bd. 2). Ich beginne mit dem Teil, der sich mit der „Geisttaufe“ befasst, denn sie steht am Anfang von Pfingstbewegung und Charismatischer Bewegung.

Muss nicht die „Pfingstlich-Charismatische Bewegung“, so Baumerts Frage, als eine „Heilig-Geist-Bewegung“ den Anspruch erheben, „so Grundlegendes vom Wirken des Heiligen Geistes einzubringen, dass sie in einem gewissen Sinne ‚für alle‘ ist“? Oder: „Ist nicht wenigstens die ‚Geisttaufe‘ etwas Universales? Müsste nicht eigentlich jeder Christ ‚im Geist getauft‘ sein (vgl. Mk 1,8), so dass zumindest dies ‚normativ‘ wäre, wie u. a. auch einige katholische Theologen sagen? Ja, müsste nicht jeder, der den Heiligen Geist hat, in Sprachen beten, wie manche Pfingstler sagen auch wenn die übrigen Charismen dann selbstverständlich verschieden verteilt sind?“ (Bd. 2, 42 f). Baumerts Antwort ist ein klares Nein.

Eine eingehende biblische Untersuchung (die dann patristisch ausgeweitet wird) kommt zum Ergebnis, dass „Geisttaufe“ kein biblischer Begriff ist und dass das verbale „Taufen mit“ bzw. „Getauftwerden mit dem Hl. Geist“ (Mk 1,18 bzw. Apg 1,5) nicht im Sinn eines punktuellen, einmaligen, dem Sakrament der Taufe analogen Geschehens zu verstehen ist. Dies sei eine Einengung des biblischen Verständnisses.

Die Bedeutung der als „Geisttaufe“ bezeichneten Erfahrung steht für Baumert ganz außer Frage, fraglich sind aber Begrifflichkeit und damit verbundener Anspruch: „Als am Beginn des 20. Jahrhunderts zunehmend mehr Menschen einen starken, elementaren Einbruch des Heiligen Geistes

erfahren, der in der Regel von Sprachengebet und nicht selten von Prophetie begleitet war, da brauchte man einen Namen dafür“ (Bd. 2, 276). Mit dem gefundenen Begriff wird nicht bloß erfasst, „dass der Heilige Geist *empfangen* wurde, sondern zugleich, *wie er erfahren* wurde“, d. h. in Form einer „Durchbruchserfahrung (peak-experience)“, verbunden mit dem „Aufbrechen von Sprachengebet u. ä.“ (ebd.). Es findet eine Verschiebung von Sache und Bedeutung statt, wie Baumert mit den Begriffen „reference“ und „meaning“ erläutert (vgl. ebd.), eine „Verengung“ bei gleichzeitiger „Universalisierung“; „die Berichte von einigen *plötzlichen* Geisterfahrungen“ werden zur „einzigsten Möglichkeit des Begriffes ‚im Geist taufen‘ erklärt“, was biblisch nicht gedeckt ist. „Was als Einzelzeugnis zutreffend ist, wird problematisch, sobald man es verallgemeinert“ (Bd. 2, 281).

Problematisch ist „ein expansiver Anspruch: ‚Was uns gegeben ist, ist für alle gegeben‘“ (Bd. 2, 284), und wenn nicht, liege es an unzureichender Disposition. Baumert sehr deutlich: „Wieviel Leid und Enttäuschung ist dadurch gutwilligen Menschen schon angetan worden ... von Menschen, die es echt und gut gemeint haben!“ (ebd.).

„An dieser Stelle scheiden sich die Wege“ (Bd. 2, 287). Es ist falsch, daraus, dass Gott allen den Geist in Fülle schenken will, abzuleiten, sie müsse „wie eine Pfingsterfahrung mit Sprachengebet“ (ebd.) sein. Baumert: „Man darf niemals die konkreten Gaben eines oder einiger Menschen zum Maßstab für andere oder gar für alle machen“ (ebd.). Im Blick auf „die verschiedenen Wege der Heiligen und der geistlichen Erneuerungs- oder Erweckungsbewegungen in den Jahrhunderten“ gilt, „dass es viele Formen einer wirklichen Erfüllung mit dem Heiligen Geist gibt und dass die pfingstlich-charismatische eine unter mehreren ist. Es wäre anmaßend, z. B. auch nur alle Durchbruchserfahrungen in der Geschichte der Kirche nachträglich unter den heutigen Begriff Geisttaufe zu subsumieren, wobei gerade viel Spezifisches verloren ginge, und zwar auf beiden Seiten“ (Bd. 2, 287 f). Gott gibt seinen Geist, wie er

will. „Darin liegt keine Willkür, wohl aber die souveräne Liebe Gottes, die für jeden eine individuelle Gabe hat (Bd. 2, 288). Gott hat allen seinen Geist verheißen, „aber er legt sich nicht fest und lässt sich nicht festlegen, wie er ihn gibt. Wer dies in der Schrift zu finden meint, überdeutet sie“ (ebd.). Dagegen Baumerts „andere Position: Gott möchte seinen Geist wohl allen in Fülle geben, aber nicht allen in der gleichen Art. Also ist die pfingstlich-charismatische Erfahrung *eine* unter mehreren, und für diese sollte man den Namen *Geisttaufe reservieren*“ (ebd.). Die „Geisttaufe“ im Sinn des konkreten Phänomens hat keinen normativen Charakter und gegen alle Typisierung und falsches Elitedenken gilt, dass sie sich in vielfältigen Zusammenhängen ereignen und sogar „durchaus kompatibel mit bewerkenswerter geistlicher Unreife“ sein kann (Bd. 2, 342).

## Geisttaufe als Charisma

Dieses Verständnis der „Geisttaufe“ korreliert dem Versuch der „Entflechtung einer semantischen Verwirrung“ und dem „Vorschlag für eine Sprachregelung“ (Bd. 1, 248–252) beim Begriff „Charisma“, hier nur noch kurz referiert. Nach Baumert hat eine Veränderung des biblischen Begriffs stattgefunden. Wir müssen damit leben, „dass wir in der Schrift und dem heutigen theologischen Sprachgebrauch *zwei verschiedene Charismenbegriffe* vor uns haben, da das Wort heute nicht nur einen engeren Anwendungsbereich, sondern zugleich auch Andersartiges in sich aufgenommen hat (Bd. 1, 251 – vgl. auch die Zusammenfassung Bd. 1, 297). Die vorgeschlagene Sprachregelung: „Charisma ist eine aus der Gnade Gottes hervorgehende, jeweils von Gott dem Heiligen Geist besonders, nämlich individuell und ereignishaft, zugeteilte Befähigung zum Leben und Dienen in der Heilsgemeinschaft der Kirche und in der Welt“ (ebd.). In diesem Sinn lassen sich die Charismatische Bewegung und die mit ihr verbundenen „Charismen“ verstehen. Sie hat hier keinen Exklusivanspruch, kann aber auf die Notwendigkeit

des Charismatischen im Leben der Kirche hinweisen. „Wenn heute eine geistliche Bewegung, in der jene Geistphänomene von 1 Kor 12-14 wieder häufiger auftreten, sich ‚Charismatische Erneuerung‘ nennt, dann nicht, um diesen Begriff für sich zu reservieren, sondern ... um u.a. für die jeweils geschenkten Geist-Erfahrungen und Charismen *Heimatrecht in der Kirche* zu proklamieren; zugleich soll sie wohl für alle Glieder der Kirche ein Hinweis und Ansporn sein, ihre je eigenen, zum Teil erheblich anderen ‚Charismen‘ (im weiten Sinn von LG 12) anzunehmen und auszuüben, damit die charismatisch-prophetische Dimension der Kirche in allen Gliedern lebendig zum Zuge kommt“ (Bd. 1, 274). Ähnlich wie Liturgische Bewegung, Bibelbewegung etc. soll die Charismatische Bewegung der charismatischen Bewegung aller dienen: „Die ‚Charismatische Erneuerung‘ als ein geschichtliches Ereignis ist ein Geschenk Gottes an die Kirche, um mitzuhelfen an einer umfassenden charismatischen Erneuerung (nun klein geschrieben) der *ganzen* Kirche. Insofern lässt sich das Charismatische auch nicht nur auf die geistlichen Bewegungen einschränken, sondern ist ein Wesenselement jeden Christseins“ (ebd. – vgl. auch Bd. 2, 336, Anm. 9). Für die Charismatische Bewegung gilt deshalb: „Die Charismatische Erneuerung erhebt nicht einen Absolutheitsanspruch auf den Heiligen Geist, sondern soll nur ein demütiger Zeuge für ihn sein, aber nun doch als *eine* Stimme in einem größeren Chor“ (Bd. 2, 351).

„Geisttaufe“ in diesem Sinn eines ganz konkreten Phänomens, verbunden mit einem konkreten Aufbruch lässt sich dann verstehen als eine konkrete Gabe Gottes und seines Geistes, in diesem Sinn selbst als „Charisma“. Universalisierbar daran ist allein das, was wirklich für alle gilt: Glaube, Umkehr, geistliche Erfahrung, das Vertrauen auf Gottes Geist und seine Gaben, seine „Charismen“. Von hier aus ist das Gespräch zu führen mit den von Baumert kritisierten Positionen, innerkirchlich wie ökumenisch.

## Anmerkungen:

- <sup>1</sup> Norbert Baumert: Charisma – Taufe – Geisttaufe, 2 Bde. Würzburg 2000/2001 (Bd. 1 mit dem Untertitel: „Entflechtung einer semantischen Verwirrung“, Bd. 2: „Normativität und persönliche Berufung“).
- <sup>2</sup> L. Schmieder OSB: Geisttaufe. Ein Beitrag zur neueren Glaubensgeschichte. Paderborn 1982.
- <sup>3</sup> Stellvertretend seien genannt das durch den belgischen Kardinal Suenens initiierte „Mechelner Papier“ von 1974 und das 1987 von der Deutschen Bischofskonferenz bestätigte Grundlagenpapier der Charismatischen Erneuerung in der katholischen Kirche Deutschlands, „Der Geist macht lebendig“, auf Anregung des damaligen Vizepräsidenten des Päpstlichen Laienrates, Erzbischof Cordes, auch ins Englische übertragen.
- <sup>4</sup> Die sehr komplexe Diskussion wird hier nicht referiert. Vgl. dazu neben Baumert und L.Schmieder v.a. die von Baumert (trotz Beteiligung an der Übersetzung) sehr kritisch gewürdigte biblisch-patristische Untersuchung: K. McDonnell/G. T. Montague: Eingliederung in die Kirche und Taufe im Heiligen Geist. Münsterschwarzach 1998.

---

# Leserbrief

---

**Zu Josef Herberg, Nach dem 11. September: Fehlt Gott? (Heft 2/2002, S. 35-40):**

Herberg formuliert als „Herausforderung: Wie ist die Wahrheit des Christentums, wie sind die Errungenschaften der westlichen Kultur so festzuhalten, dass dennoch der Islam nicht herabgesetzt, sondern in seiner grundsätzlichen Gleichwertigkeit mit dem Christentum anerkannt wird?“ Ich weiss nicht genau, wie Herberg die „Gleichwertigkeit“ versteht, wenn von der „Wahrheit des Christentums“ die Rede ist. Der Satz ist jedenfalls missverständlich. Er erinnert mich an den Protest einer Gemeindereferentin, die nach einem Vortrag von mir über Religionsvergleich einwarf: „Sie wollen doch nicht behaupten, dass wir eine bessere Religion haben als die anderen“, und sehr erstaunt war, als ich zur Antwort gab: „Doch“. Ich dachte bei mir: „Wenn das am grünen Holz geschieht...“

Es ist dringend notwendig, dass wir in der Verkündigung das „Proprium christianum“ bewusst machen. Die Menschwerdung des Sohnes Gottes, seine Selbstentäußerung und Selbsterniedrigung (Phil 2,5-8), seine Solidarisierung mit den Verlorenen bis zum Tod am Kreuz in der erlebten Gottesferne, das Tragen der „Sünde der Welt“, die Teilgabe an seiner Sohnschaft durch den Heiligen Geist (Röm 8,15-17; Gal 4,5-7), die Einbeziehung der so Geheiligten in die innergöttliche, dreieinige Liebe – das ist das unvergleichliche Mehr der „Wahrheit des Christentums“. Das aus Rücksichtnahme auf die anderen Religionen zu verschweigen oder zu nivellieren, ist uns nicht erlaubt. Ich glaube nicht, dass Herberg das beabsichtigt hat, aber es könnte so verstanden werden.

*P. Hermann-Josef Lauter OFM,  
53879 Euskirchen*



# Literaturdienst

**Martin Lörsch: Systemische Gemeindeentwicklung. Ein Beitrag zur Erneuerung der Gemeinde im Geist des Zweiten Vatikanischen Konzils.** Peter Lang, Frankfurt 1999. 254 S.; 55,- Euro.

**Bruno Ernsperger: Aufbruch braucht Gestaltung. Impulse für die Gemeindeentwicklung.** Tyrolia/Grünewald, Innsbruck/Mainz 1999. 152 S.; 17,50 Euro.

Von Gemeindeentwicklung ist in der Gemeindepastoral und in diözesanen Planungen oft die Rede. Gemeinden sollen den Weg zu ihrem Subjektsein verstärken. Dabei werden Organisationsentwicklung wie auch pastorale Angebote an die ganze Gemeinde zu Hilfe genommen. Dieses Anliegen greifen die beiden hier besprochenen Bücher auf.

Martin Lörsch, Pfarrer und Gemeindeberater, eröffnet das Thema Gemeindeentwicklung (15ff) mit der Frage, wie heute eine Gemeinde beschaffen sein muss, die:

- den Menschen in ihrer persönlichen Lebenssituation Heimat gewährt,
- die Herausforderungen der späten Moderne aufgreift,
- die ekklesiologischen Vorgaben der Volk-Gottes-Theologie berücksichtigt, und
- das gegenwärtige Gemeindeleben nicht von den Defiziten her gewichtet, sondern ressourcenorientiert ansetzt (vgl. S. 47 ff, 77 ff).

Systemische Gemeindeentwicklung (23 ff) ist dabei nach Auffassung Lörschs prozesshaft, unter Mitarbeit der Beteiligten und mit Sicht auf das Ganze hin angelegt: die verschiedenen Teile einer Gemeinde kommen untereinander in Beziehung und gestalten gleichzeitig ihre Umwelt mit. Gemeindeentwicklung beinhaltet in Lörschs Konzept (S. 107-193) Leitbildentwicklung, Personalentwicklung und am System ausgerichtete Organisationsentwicklung. Leitbilder sind wirklichkeitsnahe Zukunftsentwürfe, die in einem Prozess gemeinsamer Verständigung gefunden werden. Leitbildentwicklung in der Gemeinde dient einem tieferen Verständnis ihrer sozialen Situation, ihres Auftrages zur Evangelisierung, der Steuerung handelnder Personen und Gruppen. Dabei bedarf es der Entwicklung personeller Kompetenzen in der Gemeinde. Demnach besteht die Kunst des Führens in der Förderung personaler, geistlicher, sozialer und fachlicher Kompetenz. Neben speziellen Fragen der Leitung runden daher Ausführungen zur Arbeit mit Ehrenamtlichen das Thema Personalentwicklung ab. Systemische Organisationsentwicklung hat die Gemeinde als ganze im Blick. Ziele, Menschenbild und Arbeitsweise der

Organisationsentwicklung werden in Ansätzen dargestellt, Zugänge, wie Organisationen verstanden werden können, vermittelt (z. B. Fr. Glasls und Karl Berkels Organisationsverständnis; der Beitrag der systemischen Familientherapie). Grundlagen werden erschlossen, was Veränderung in einer Organisation ist und wie diese geschehen kann.

Nach diesen grundsätzlichen Ausführungen versucht Lörsch (195 ff), sein Modell in die Praxis umzusetzen: Wie kann eine Gemeinde eine der Volk-Gottes-Theologie angemessene Organisationsstruktur entwickeln? Was sind Anlässe für Gemeindeentwicklung? Wie geht diese praktisch vor? Wie sieht dabei eine systemische Praxis aus? Als konkrete Versuche stellt Lörsch das Rottenburger Modell der Gemeindeentwicklung sowie eine umfassende eigene Entwicklungsmaßnahme – die Gründung des Seelsorgebezirks Bad Kreuznach – dar.

Lörschs Ausführungen sind nach den Prinzipien systemischer Gemeindeentwicklung aufgebaut, indem er von Klärung zur Diagnose, Konzeptbildung und praktischen Umsetzung voranschreitet. Für Praktiker(in) sind manche Gedankengänge ungewohnt. Diese Konfrontation mit der Fremdheit – selbst ein systemisches Arbeitsprinzip –, mit eigenen Sprach- und Denkmustern fordert heraus. Man muss sich der Mühe des Begriffs unterziehen, bekommt aber auch eine anschauliche Vorstellung von dem, was unter Organisationsentwicklung, Systemtheorie und systemischem Ansatz zu verstehen ist. Wer eine Ahnung von kirchlicher Organisationsentwicklung auf gemeindlicher Ebene bekommen will, erhält eine gute Hilfestellung: was die Funktion eines Leitbildes ist, in welchem Rahmen Entwicklung und Veränderung einer Gemeinde geschehen kann. Das Praxisbeispiel zeigt zudem anschaulich, was vor Ort an Entwicklung möglich ist und welche Grenzen sich auftun können. Lörsch ist so ein guter thematischer Beitrag zum Dialog von Gemeindegemeinschaft und Organisationsentwicklung gelungen. Systemisches Arbeiten will keine fertigen Lösungen anbieten, sondern zu Fragen anregen:

- Lörschs Ausführungen zur Gemeindeentwicklung beschreiben die Arbeitsform der Gemeindeberatung, wie sie sich in den meisten Diözesen entwickelt hat. Was unterscheidet Gemeindeentwicklung und Gemeindeberatung? Wie kann diese Beratungsform Eingang in die normale Gemeindegemeinschaft finden?
- Wie werden traditionelle gemeindliche Arbeitsformen – PGR, Gremien und Gruppen – in eine Gemeindeentwicklung eingebunden, vor allem, wenn innerhalb eines Entwicklungsprozesses eine eigenständige Steuerungsstruktur aufgebaut wird?
- Wie kann die Orientierung am Ganzen und an der Umwelt praktisch geschehen, gerade wenn sich viele Arbeitsschritte auf die Kerngemeinde beziehen?



- Was ist die Rolle des Amtes und der Gemeindeleitung? Reicht es, den Gemeindeleiter als „Gemeindeentwickler“ (208) und Change-Manager zu beschreiben angesichts vielfältiger Zugänge zum Amt?

Der Titel von Bruno Ernspergers Werkbuch zur Gemeindeentwicklung ist Programm: es geht um Aufbruch der Gemeinde als Gottesvolk vor Ort und es geht um Gestaltung konkreter und zukunftsfähiger Wege dieses Aufbruchs zum gemeindlichen Subjektsein. Wir haben hier eine echte Arbeitshilfe, wenn man sich mit der Gemeinde als ganzer aufmachen will. Wer so mit Ernspergers Überlegungen in die Werkstatt geht, wird eine Fülle von Anregungen und Material bis hin zu Arbeitspapieren, praxiserprobten Überlegungen und Tipps finden:

- was Subjektwerdung der Gemeinde ist;
- wie man die Zeichen der Zeit gesellschaftlich und vor Ort in der Gemeinde erkennen und deuten kann;
- wie Entwicklungsarbeit praktisch geht über Visionsarbeit, Diagnose, theologisches Urteil und konkrete Organisationsentwicklung;
- wie Gemeinde sich auf ihre Wurzeln besinnen kann und Evangelisierung einüben kann;
- mit welchen Schritten – am Beispiel des schon genannten Rottenburger Modells – vorgegangen werden kann und welche Instrumente der Gemeindeentwicklung (Exerzitien im Alltag; Bibel-Teilen; Gemeindeberatung) es noch gibt.

Dahinter stehen natürlich konzeptionelle Überlegungen (z. B. 52 ff). Gemeindeentwicklung will die Gemeinde als Subjekt und Trägerin der Pastoral auf zwei Ebenen fördern: durch Personalentwicklung (Subjektwerdung des einzelnen mit Hilfe einer evangelisierenden Gemeindepraxis und der aktiven Berufung von Menschen zu Jüngern und Mitarbeitern Gottes) wie auch durch gelebte Communio (Organisationsentwicklung einer entsprechenden gemeindlichen Infrastruktur und kooperativer Gemeindeleitung). Gemeindeentwicklung ist dabei ein gestalteter Prozess mit vorgegebenen Schritten: Diagnose, persönlicher Umkehr in der Gemeinde, praktischer Erneuerung in Projekten.

Ernspergers Konzept ist in seinen ekklesiologischen Vorgaben in den Augen des Rezensenten grandios einseitig auf das Volk-Gottes-Sein ausgerichtet und hat darin seine Stärken und Schwächen:

Wenn von „Leitung in gemeinsamer Verantwortung“ (79 ff) und den Mitarbeitern Gottes gesprochen wird, wird das gemeinsame Priestertum überstrapaziert. Wo bleibt die Rolle und Gestaltungskraft des priesterlichen Amtes?

Wenn für Gemeindeentwicklung eine inhaltliche Option getroffen wird (52 ff), dann ist damit das Leitbild von Gemeinde festgeklopft. Hat dann angesichts der gesellschaftlichen Differenzierungen und der unterschiedlichen Situationen die

Gemeinde vor Ort noch eine Möglichkeit, ihr spezifisches Proprium zu formulieren?

Wenn das Rottenburger Modell als „Königsweg“ (127) der Gemeindeentwicklung dargestellt wird, können dann noch andere Formen der Gemeindeentwicklung zu ihrem Recht kommen? Wenn beispielsweise das Bibel-Teilen als „Arbeitsmethode“ (120) eingeführt wird, obwohl es ursprünglich als Gottes-Dienst zu verstehen ist, dann führt das zu einer instrumentalistischen Reduktion dieses Weges. Gemeindeberatung wird so kurz dargestellt (133–136), dass nur ein verfremdender Eindruck darüber entstehen kann.

Am Schluss (145) stellt Ernsperger Fragen: Wie finden die diözesanen Planungen zu Seelsorgeeinheiten und Gemeindeentwicklung zusammen? Kann die Konzentration der Gemeindeentwicklung auf katholische (Kern)gemeinden ihrem Anliegen dienlich sein? Diese Fragehaltung wertschätzend kann der Rezensent trotz mancher Skepsis Ernsperger sympathisch zustimmen, dass dieser einen „kleinen Beitrag zur zukunftsfähigen Gemeinde“ leisten wollte und ihm dies gelungen ist.

*Peter Abel*

---

# Unter uns

---

## Auf ein Wort

Als sich Sünde in Schuld verwandelte, ging etwas verloren. Denn mit dem Wunsch nach Verzeihung verbindet sich immer noch der unsentimentale Wunsch, das anderen zugefügte Leid ungeschehen zu machen. Erst recht beunruhigt uns die Unumkehrbarkeit vergangenen Leidens – jenes Unrecht an den unschuldig Misshandelten, Entwürdigten und Ermordeten, das über jedes Maß menschenmöglicher Wiedergutmachung hinausgeht. Die verlorene Hoffnung auf Resurrektion hinterlässt eine spürbare Leere.

*Jürgen Habermas,*  
in: Friedenspreis-Rede, 14. 10. 2001

## Drastische Warnung vor biblischen Defiziten

In der wöchentlichen Eucharistiefeier der beiden Grundschulen hält unsere Gemeindefereferentin eine sehr lebendige Katechese über die Heilige Schrift. Die Kinder haben ihre verschiedenen Bibelausgaben mitgebracht, und es werden ihnen auch einige kostbare alte Bibeldrucke aus dem Archiv unserer Propsteigemeinde gezeigt. Darunter ist eine vollständige katholische Ausgabe des Alten und Neuen Testaments in deutscher Sprache, gedruckt 1618 „durch Arnoldum Quentel zu Cölln“.

Die Kinder bewundern die vielen modernen und alten „heiligen“ Bücher.

Beim katechetischen Gespräch über den Wert des Lesens in der Bibel kommen viele Antworten: „Wer in der Bibel liest, weiß viel von Gott“; „...die kennen Jesus und die Apostel besser“; „...die tun mehr Gutes als Böses...“

Und auf die Frage, was denn mit den Menschen sei, die nicht in der Bibel lesen, antwortet nach kurzem Zögern ein Junge klar und deutlich: „Die gucken ganz schön dumm aus der Wäsche.“

*Propst Paul Neumann, Bochum*

## Köstlichkeiten aus Kindermund

Aus dem Kindergarten unserer Pfarrei St. Nikolaus in Wattenscheid-Westenfeld waren 75 Kinder zum Empfang des Blasiussegens in der Kirche. Dabei war auch mein Enkel Marvin. Auf die Frage seiner Eltern, wer denn von den Geistlichen anwesend war, antwortete er: „Der Opa und der Herr Pastor.“ Die Eltern fragten weiter: „Was haben die denn getan?“ Er meinte: „Die haben sich zwei Kerzen vor das Gesicht gehalten und haben ein Gedicht aufgesagt.“

So entstehen Köstlichkeiten aus Kindermund.

*Diakon Willy Cyprian, Bochum*

## Stellvertretung

Ein Erlebnis am Aschermittwoch brachte mich zum Schmunzeln:

Anlässlich des traditionellen Künstlertreffs besuchte eine geladene Künstlerin mit ihrer kleinen Tochter und deren Patenonkel die Hl. Messe in St. Andreas. Vor der Opferung drückte der Onkel seinem fünfjährigen Patenkind eine Münze in die Hand und sagte zu der Kleinen: „Wenn der Mann mit dem Opferkörbchen kommt, dann wirfst Du die Münze dort hinein.“ Voller Spannung verfolgte Klein-Rosa das Geschehen in der Kirche. Als der Mann mit dem Körbchen näher kam, sprang sie auf, lief ihm entgegen, hielt ihm die Münze hin und meinte: „Hier, ich bezahle für meinen Patenonkel.“

*Ingeborg Lenz, Bad Münstereifel*